erm Lafontaine

J 83 k/12

<36610800280018

<36610800280018

Bayer. Staatsbibliothek

Der Hausvater

oder

das liebt sich! und warum?

Von

August Lafontaine.

Zweiter Theil.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot. 1811.

Gesch. Fresenius

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Hausvater,

oder:

das liebt sich! und warum?

Zweiter Theil.

Das Museum.

Julius Blume war in Göttingen unter seinen Freunden berühmt, als ein wahrer Satan von Kerl, der den Teufel selbst an die Hörner faßte, und auch als ein erznärrischer Teufel, aus dem Niemand recht klug werden konnte. Er war die geselligste Seele, voll Lachen, voll jugendlichen Muths, und in der Freude gar kein Maaß kennend. Und dann hatte er Stunden, wo er dem Menschen, wie einem wilden Thiere, auswich. Jetzt war er gefällig und ohne Willen, und auf einmal war er wieder so starr, so unbeugsam, wie ein alter Ritter. Er trug sich ernstlich mit der Idee eines Vehmgerichts herum, und doch war sein Herz so offen, so unbedeckt, seine Seele so klar und durchsichtig, wie die Luft. Man konnte nicht sagen, er war dieses oder jenes; denn er war in der Reihe herum alles eine Zeitlang. Er lernte arabisch, ohne ein Theologe zu seyn, studirte alte Urkunden, und das Römische Recht, und redete mit Spott von

der ganzen Jurisprudenz. Er machte einen ganzen anatomischen Kursus; und das seltsamste dabei war, er machte ihn mit Schaudern, das nicht aufhörte. Er sprang von einer Wissenschaft zur andern: von der Zoologie auf die Physik, von der Physik auf die Geschichte, von dort auf die morgenländischen Sprachen, dann auf die Geographie von Persien und Indien und dem Kaukasus; dann fiel er mit einer ungestümen Gewalt auf die Geologie und auf die Chemie. „Hol's der Teufel!" rief er dann, wie er den Kreis durchgemacht hatte — „sie wissen gar nichts, gar nichts!"

Und machten ihm seine Freunde Vorwürfe über die närrische Art zu studiren: so disputirte er, daß man gar nicht anders als gerade auf diesem Wege studiren könne. „Was hilfts Euch, wenn Ihr ein Stückchen von dem Schleier der großen Göttin seht?" — „Welcher Göttin?" Aber dann redete er von der Isis Statüe, und der Weltseele, und den Hieroglyphen, und citirte den Jablonsky, den er auswendig wußte, und den er so gut für unwissend erklärte, als alle übrigen. Kurz, er war ein erznärrischer Teufel.

Forstberg studirte auch in Göttingen. So wie er den Namen Blume hörte, fragte er nach seinem Vaterlande. „Dünhof." Er

war seines Oheims Sohn. Julius kannte Jenen nicht; denn der Name Forstberg wurde nie zu Hause genannt, weil der Geheimerath sich nicht so nennen ließ. Er hatte in Wien durch die feine Behandlung der Geschäfte seines Hofes den Adel von dem kaiserlichen Hofe erhalten. Sein Fürst hatte selbst die Idee gehabt, ihn in den Adelstand zu erheben. Man gab dem Geheimerath zu verstehen, daß der Fürst es gern sehen würde, wenn er sich Blume fort nennte, da man damit umginge, ihm auf eine ehrenvollere Weise den Adel zu ertheilen. Das geschah indessen nicht. Vielleicht hatte der Fürst seine Standeserhöhung in Wien übel genommen. Man versprach, und hielt nicht Wort. Der Geheimerath hatte seine Standeserhöhung verschwiegen. Als aber sein Sohn auf die Universität ging, da befahl er ihm sogleich, mit dem Namen von Forstberg in der Welt aufzutreten.

Forstberg war gerade das Gegentheil von Julius. Er war die Einfachheit selbst. Ordnung war die Seele seines Lebens. Er lächelte, wo Andere laut lachten; er verfinsterte sein Auge höchstens, wo Julius in den heftigsten Zorn gerathen wäre. Er arbeitete mit eben der Anstrengung, als Julius, aber

nach einem weisen Plane, der keine Kenntniß ausschloß. Seine Begeisterung für die Wahrheit war warm, aber ruhiger. Er warf seine Blicke, so gut wie Julius, weit in die Ferne, aber er wagte es nicht, von dem Plane abzuweichen, an dessen ariadnischen Faden er das Labyrinth der Wahrheit durchlief. Sein Herz war warm, seine Phantasie war reizbar und höchst bewegt, aber er war durch ein Jahr bei seinem Vater gewöhnt worden, immer den Anstand zu bewahren, den Julius nicht kannte

Sie hatten sich gesprochen; aber sie paßten nicht zusammen. Sie trennten sich, ohne sich zu kennen.

In Cassel trafen sie sich wieder, durch ein Ohngefähr, auf dem Museum. Was Julius merkwürdig schien, wars auch dem Herrn von Forstberg. Was Forstberg nur aus Höflichkeit für den herumführenden Aufseher betrachtete, verspottete Julius ganz ungescheut mit seltsamen Vergleichen und mit Lachen. Da zog der Aufseher die Gardinen schnell auf, wohinter die alten Landgrafen mit ihren Familien in Wachs poussirt sitzen. Einige Studenten erschracken, nur Julius und Forstberg nicht. Aber da lehnte sich Julius auf die Balüstrade, welche die Wachsfiguren von dem

Saale trennte, und betrachtete die unbewegli=chen Menschengestalten länger, und mit einem immer steigenden Tiefsinn. Die Andern gingen weiter, nur die beiden Jünglinge nicht. Forst=berg stand hinter Julius.

Ein Schauder nach dem andern zog frierend durch Julius Glieder. Er verlor die Gegen=wart ganz aus seiner Seele. „Ihr furchtba=ren Menschenbilder," hob er leise an — „war=um betrachtet ihr mich mit diesen starren tod=ten Blicken? Ist denn keine Zunge mehr, die Euch grüßen kann? Ist alles hinab, was Euch kannte? was Euch liebte? Bewegt sich keins der Herzen mehr, an denen Eure klopften?" —

Hier schwieg er lange; dann hob er lauter an, denn seine Vergessenheit stieg: „Laßt Eu=ren Enkel hieher treten, Ihr todten Gestalten der Todten! Ihr stummen, erloschenen Spie=gel der Spiegel! Ihr Schatten der Schatten! Laßt ihn hieher treten; und sein Thron wird ihn von heute an nur die Stufe seines Grab=mahls dünken. O Eure Hände führen kein Szepter mehr, unterschreiben keine Todesur=theile mehr! Ihr seyd selbst todt! todt! Ihr schreibt nur mit unbeweglicher Ruhe jene pro=phetischen, unglückweißagenden Buchstaben an die Wand des Saales, wo er seine Feste feiert."

Hier beugte er die Stirn auf die Balůstrade, und lag lange da. Forstberg betrachtete ihn mit klopfendem Herzen.

Dann sah Julius auf, und lange mit stieren Blicken auf die Gestalten. Er erblaßte, er wurde selbst zu einem verblichenen Wachsbilde. Leiser, und schaudernd, wie im Fieber, sagte er: „Ich sehe Gespenster um die Leichname schweben! O was betrachtet Ihr Euch, todte Gestalten? Ist Rede in diesen Blicken? Ist Bedeutung in diesen unbeweglichen Stellungen Eurer Hånde? O Himmel! warum richtet Ihr Eure verderbenden Blicke alle auf mich, der noch diesseits des Grabes Euch anzureden wagt? Ich machte Euch nicht unglůcklich! Ging die Blumengöttin der Freude vor Euch vorůber? Waren Eure Thronen hårtere Sårge, und kåltere, als Eure aus Blei und Silber, in denen Eure Asche schlåft? O richtet Euch auf, Gestalten? Oder Euer unbeweglicher Anblick zerstört mein Leben! — — O nun seyd Ihr frei von dem Pochen des heißen Herzens, das Ihr nicht befriedigen durftet! Mit Euch ruhen unter dem langen Leichentuche der Kirchhöfe Eure Völker, die Ihr nicht glůcklich machen konntet. O redet! redet Ihr Todten! Wohin ist Euer Leben? Ist Eure Asche noch todter, als die Bilder Eurer Asche? Ist Euer

Geist — auch — auch — auch — erstarrt? todt? todt? O richtet Euch auf, Ihr Gestalten, Ihr Gespenster, und zeigt mir Eure Wunden! ächzet mir Euren Jammer vor, daß des Wahnsinns Hand mein Gehirn ergreife, und der Tod aus Eurem Tode dieses Leben tödte! Ich gehöre zu Euch! Was ist der Augenblick des Lebens? Nichts! ich bin Euer!"

Hier riß er an der Thür der Balüstrade, sie zu öffnen. Aber seine letzten Worte, die er mit gräßlicher Kälte laut rief, hatten die Andern herbei gezogen. Der Aufseher ergriff seine Arme; Forstberg schloß ihn mit beiden Armen an sich. Da kam er zu sich, und sank ermattet an Forstbergs warme, schlagende Brust.

Er bedeckte mit der Hand das Auge gegen die Gestalten. Da führte ihn Forstberg langsam und liebend zum Saale hinaus, die Treppe hinab in den warmen Sonnenschein des großen Platzes. Aus Forstbergs Augen rannen die Thränen einer erhabenen Wehmuth. „Lege Dich an dieses warme Herz, Blume," sagte er liebend — „das Dich liebt! Sieh an den blauen Himmel voll Leben! Sieh in die warme, Leben gebende Sonne, Du mein Bruder! Wir leben! wir leben! und lieben uns ewig!"

So hatten die Jünglinge ihre Freundschaft geschlossen, so, und nicht anders. Forstberg erkannte Julius, und von jetzt an waren sie nicht wieder zu trennen. Aber Forstberg verschwieg seinem Freunde den Namen, den er eigentlich führte. Denn so oft er Julius auf seinen Vater brachte, eben so oft brach auch Julius Zorn und Haß gegen seinen Oheim hervor. Er erzählte ihm die Geschichte seines Vaters, seines Vaters Liebe zu Reginen, seines Oheims Betrügerei, mit der ganzen jugendlichen Heftigkeit, die einen wildern Haß vergiebt, als das Herz ihn fühlt.

Forstberg erschrak heftig, da er alles hörte, was er nur stückweise aus der Erzählung eines alten Bedienten Brackenbuschs errathen konnte. Er beschloß sogleich, die Verbrechen seines Vaters wieder gut zu machen an dem Sohne. Er schloß sich mit einer Wärme von Liebe an den Jüngling; aber er wagte es nicht, durch das Geständniß, er sey der Sohn dieses Mannes, den sein Freund so haßte, die schöne Freundschaft aufs Spiel zu setzen.

Man begriff nicht, wie diese beiden Menschen, der feine, höfliche Forstberg, und der rohe, wilde, zynische Julius, sich so lieben konnten; aber sie fühlten alle Tage mehr, wie

ähnlich sich ihre Geister und ihre Herzen waren. Julius machte seinen Freund ein wenig fröhlicher, und Forstberg ihn sanfter und besonnener.

Da saßen sie nun zusammen, und Julius erzählte von seinem Dünhof, von seinem Vater, von seinen Geschwistern, von ihrer Liebe, von ihrer Noth, die nichts als Glück hervorbrachte, und wie Regine heranwüchse, gleich der sanften Göttin der Freude, und Clementine, gleich der tragischen Muse, voll eines hohen, himmlischen Sinnes; und wie die Schwestern oft ihre Rollen wechselten; Clementine eine tanzende Nymphe sey, und Regine das sanfte Aufwallen des sehnsüchtigen Herzens zu einer schönen leisen Wehmuth auf dem freundlichen Gesichte mache.

Er erzählte, wie sein Vater, um ihn nach Göttingen zu senden, alles Kostbare verkauft, wie die Schwestern alle ihren Putz zu seiner Ausstattung hergegeben hatten. Wie rührte das Forstbergen! wie gern hätte er ihm seine Börse angetragen! Er erzählte ihm, daß er fern von seinen Eltern in einer schönen Pension erzogen sey; aber er erzählte so, daß Julius seinen Namen nicht errathen konnte. Und ihre Herzen wuchsen immer mehr zu-

sammen, ihre Seelen flossen immer mehr in Eins.

Der Besuch.

Nach einem Jahre ging Forstberg von Göttingen ab. „Wohin Forstberg? fragte Julius.

„Zuerst nach Kopenhagen, über Lübeck.“

„Da kommst Du ganz nahe an meinem glücklichen Dünhof vorüber. Grüße mein Vaterland, Forstberg!“

„So nahe? Gib mir einen Brief mit, Blume; ich will Deine Eltern von Dir grüßen.“

Der Brief war geschrieben, und Forstberg reiste ab, mit dem Entschluße, seinen Oheim zu sehen. Er kam nach Lübeck. Er zögerte; denn Regine, die sanfte Göttin der Freude, und Clementine, die edle Muse, hatten seine Phantasie in eine große Bewegung gebracht. Der besonnene Jüngling zitterte davor, was das Schicksal aus diesem Besuche machen könnte, und doch überwand die Liebe

zu Julius, und heimlich die beiden weiblichen Gestalten in seiner Phantasie.

Er kam in Dünhof an, in seinem einfachen Rocke, um nicht zu sehr gegen die Armuth seiner Verwandten abzustechen. Er trat in das Haus, wo seine Mutter gelebt hatte, und so glücklich gewesen war, mit einem prophetischen Schauer.

„Herr Blume zu Hause?“

„Niemand, als Mamsel Reginchen.“ Er stand an Er besann sich; schon wollte er zurück. „Sie ist im Garten; gehen Sie nur!“ Er ging durch das Haus. Er sah Niemanden, aber er hörte eine schöne Stimme ein Lied singen. Die Töne brachten ihn an eine Weinlaube, dicht mit Blättern und Trauben behängt.

„Da trat er leis' und ungesehn
An meine Seite;
Er schien so treu, er war so schön,
Ach warum mußt' er von mir gehn,
Ach! in die Weite!
Es währte, ach! der Liebe Glück
Nur einen kleinen Augenblick,
Und eine stille Ewigkeit,
Der Liebe Leid!“

Die Worte hörte Forstberg singen, und mit einem Finger schob er ein Weinblatt zu-

rück. Da sah er ein Mädchen mit dem allerschönsten Profil vor sich sitzen, und mit einer Arbeit beschäftigt, auf die sie sich, mit den schönen blauen Augen, herabbeugte. Die Gesundheit strahlte von dem Gesicht; in dem blonden glänzenden Haar steckten nur ein paar Kornblumen, am Busen ein blaß-rother Aster.

Sie betrachtete, was sie genäht hatte, mit hin und her gewandtem Köpfchen. Jetzt wendete sie schnell das ganze Gesicht nach der Seite, wo Forstberg stand, und sie hob die blauen Augen empor, um einen Faden zu nehmen, der über ihr in der Laube hing. Welch ein liebliches Gesicht! Welche schöne Augen! Sie riß den Faden mit den Zähnchen ab, die weiß, wie Perlen, hinter den beiden Rosenknospen der Lippen lagen.

Dann summte sie wieder eine Melodie ohne Worte, wehrte sich gegen eine Wespe, die zu den Trauben flog, und redete mit dem Thierchen liebliche, heitre Worte. In dem Augenblick summte die Wespe nach der Oeffnung, durch welche Forstberg das alles anschaute. Sie sah ihn. Forstberg, in der Verwirrung, nannte den Namen Julius. „Julius!" rief das Mädchen aufspringend, ihr Nähezeug wegwerfend, auf bloßen Strümpfen heraus, und dem Jüngling an den Hals fliegend.

„Julius, liebster Julius!“ rief sie, und ihre Lippen hingen auf seinen.

„Ich habe,“ hob er an. — Da erst erkannte sie die fremde Stimme, und erröthend mit der Farbe der Purpurröthe, trat sie einen Schritt zurück, und sagte mit niedergeschlagenen Augen: „Ach! ach! ach! was werden Sie von mir denken?“

„Ich bringe einen Brief von Julius,“ sagte er, den Brief ihr hinhaltend.

Sie nahm ihn, riß ihn auf. Er fiel ein: „Ums Himmelswillen! er ist an Ihren Vater!“

„O das ist ganz eins,“ sagte sie — „Wie könnte ich warten, bis mein Vater zurückkommt?“ Sie las. Während des Lesens verbeugte sie sich gegen Forstberg, ohne aber ihr Auge von dem Briefe aufzuschlagen. Sein Name war vorgekommen.

Forstberg hatte Zeit, sie zu betrachten; denn sie stand vor ihm, noch immer ohne Schuhe. Aber das erhöhte ihm die schöne Nymphengestalt. Nun hatte sie gelesen; da wendete sie das Auge auf ihn; aber jetzt mit einem holden Lächeln.

„Sie sind unsers Julius vertrauter Freund, schreibt er. O Herr Forstberg!“ — sie ließ das von weg, weil es nicht im Briefe stand — „wie werden Sie uns willkommen seyn!“

Nun raffte sie ihr Zeug zusammen, fuhr verstohlen und erröthend in ihre Schuhe, und sagte dabei, jetzt muthwillig, schalkhaft sogar: „Wars doch, als sähe ich Julius Gesicht durch die Blätter! Nehmen Sie es ja nicht übel! Aber ich will nun Anstalt machen; wenn ich nur wüßte, wer Sie indeß unterhalten sollte.“

„Welche Anstalt? Aber sagen Sie mir, heißen Sie nicht Clementine?“

„Nein, ich bin Regine. Clementine kommt aber in ein paar Stunden zurück, mit den Uebrigen, die sich freuen werden, unsers Julius Freund zu sehen.“

„Für mich dürfen Sie gar keine Anstalten machen, meine liebe Regine!“

„Aber doch für das Abendessen, wenn meine Eltern zurückkommen. Ach, und nun möchte ich erst wissen, was Julius macht? Doch wenn Ihnen meine Küche nicht unangenehm ist: so können Sie mir dort erzählen. Kommen Sie!“ Sie gab ihm die Hand, und führte ihn in das Zimmer, aus dem Zimmer in die Küche und Speisekammer, in den Garten, Sallat zu hohlen. Nach zehn Minuten gehörte er mit zum Hause, und er hatte Reginen alles von ihrem Bruder erzählt, und er kam unablässig auf seine Freundschaft mit dem

Bruder zurück; denn er wußte gewiß, sie reichte ihm die beiden weißen, runden, kleinen Hände, wenn er sagte: „Ich liebe ihn, meinen Julius!“

Und als er ihr erzählte, wie sie Freunde geworden waren, bei den Wachsfiguren in Cassel, und als er wiederhohlte, was Julius gesagt hatte, da trocknete sie das Auge mit der Schürze, und sagte: „So ist er! und darum müssen wir ihn Alle so lieben. Ein Regenbogen war ihm das Triumphthor der Ewigkeit; mit jeder Blume konnte er reden; das Kleine war ihm so groß, so lebendig, und das Große oft so klein. Das Meer war ihm ein Tropfen, und eine Thräne am rothen Auge eines Unglücklichen, und ein Thautropfen in dem Busen einer Blume schienen ihm so viel. O wir liebten ihn Alle um deswillen!

Es schimmerte eine Thräne in dem frohen Auge des Mädchens, da sie das sagte, und Forstberg fühlte mehr als Julius, wie viel eine Thräne gilt.

So plauderten sie, und hell loderte das Feuer auf dem gastfreundlichen Heerde, und er half Reginen Töpfe ansetzen und wegnehmen, und er begriff nicht, wie er in diesem kindischen Spiel eine Befriedigung finden konnte.

„Auch sollen Sie," sagte sie — „auf seiner Kammer schlafen, welche die Aussicht auf das Meer und auf Reginens Eiche hat."

„Schlafen? ich wollte nur den Brief abgeben."

„O, lieber Herr Forstberg, an dem Freunde Julius liegt uns weit mehr, als an dem Briefe. Ich würde große Vorwürfe bekommen, wenn mein Vater Sie nicht sehen sollte. Nein, nein, Sie müssen auch unser Freund werden." Sie nahm ihn mit auf Julius Kammer. Sie zeigte ihm die Aussicht. Er freute sich über alles, was er sah; denn er sah überall die Spuren die Beschränktheit, und eine freundliche Reinlichkeit. Kein Stäubchen war irgendwo zu sehen. Da stand Julius Bett. Regine zog nur eine Decke ab, und das Bett war weiß und reinlich.

In zehn Minuten hatte Regine das Bett wieder aufgepolstert, und mitten unter dieser raschen Geschäftigkeit erzählte sie immer fort, und ließ sich erzählen, und jede Viertelstunde knüpfte ein neues Vertrauen an, erhöhte den Reiz des schönen Mädchens, und schüttete über alles einen unnennbaren Zauber herab.

Nun legte sie die Kleider für ihren Vater zurecht, für die Mutter, sprang in die Küche, in den Garten, pflückte reifes Obst, sam-

melte ein Tellerchen voll Monats = Erdbeeren, die ihr Vater gern aß; und sie schien Forstbergen immer mehr die Blumengöttin des häuslichen Glücks, eine Vestalin ohne ihr Priestergewand; eins ums andere die Göttin der Freude, und die stille Göttin der unschuldigsten Keuschheit.

Dann saß sie neben ihm, und plauderte, zuweilen zum Fenster hinaussehend, ob ihre Eltern noch nicht kämen. Forstberg fühlte jetzt, wenn er sie ansah, daß sein Schauer, womit er das Haus betreten hatte, prophetisch gewesen war; denn jedes Wort, jedes Lächeln, jeder freundliche Liebreiz, womit sie ihn unterhielt, nahm ihm einen Theil seines Herzens, seiner Freiheit.

Aber nun wurde sie unruhig; denn es fing an später zu werden. Auf einmal — hinaus war sie, aus der Hausthür, und dort fiel sie einem Mädchen in die Arme. Sie wechselten nur ein paar Worte, dann eilten Beide freundlich auf das Haus zu. Regine führte ihre Schwester Clementine bei dem fremden Herrn, dem Freunde ihres Bruders, ein, aber zugleich mit der Nachricht, daß die übrige Familie die Nacht ausbleiben würde, weil dem Vater der Weg zu sauer geworden wäre.

Das hielt Forstberg für einen Wink,

aufzubrechen; aber beide Schwestern behaupteten, er müsse bis morgen durchaus bleiben; denn ihr Vater würde es ihnen nimmermehr vergeben, wenn er den Freund seines Sohnes nicht sähe.

Da sah er die tragische Muse, Clementine; aber sie war heute, wie die Göttin der Freude. „Aus Freude über Sie, den Freund des Bruders Julius,“ sagte Regine, da Forstberg ihr seine Gedanken sagte.

„Nun wollen wir in der Weinlaube essen,“ riefen beide Mädchen. Man trug das Geräth hinaus. Forstberg, trotz seines Anstandes, half auftragen, den Tisch decken; und als sie nun saßen, einen Windleuchter auf dem Tische und eine Schüssel, da erzählte Regine ihre Begebenheit der Schwester: „Sieh, eben sang ich das Liedchen, und die Strophe: Da trat er leis' und ungesehn, an meine Seite. Sieh, Tine, da stand er da auch an meiner Seite. Warten Sie nur! — und hatte ein Blatt weggehoben, und ich wußte von nichts, bis ich auf einmal das Gesicht halb und halb sahe und den Namen Julius hörte. Ich auf, in der Freude, sehe, höre nicht, und fliege, ach, Tinchen, Du wirst doch lachen! — in seine Arme!“

„Sahst es nicht?“

„O nein! o nein! ich denke, es ist Julius.“

In der That, Forstberg erröthete bei diesem Gespräch, was die arglose Taubenunschuld der beiden Mädchen führte.

Am Abend spät brachten ihn beide Schwestern auf sein Schlafzimmer, gaben ihm treuherzig die Hand zur guten Nacht, und gingen hinab. Forstberg saß da, ruhig, ohne an das Auskleiden zu denken, und überlegte die Begebenheit des Tages, die ihm Feerei dünkte. Bei dieser patriarchalischen Unschuld und Unbefangenheit der Landmädchen, als hätten sie nie außer ihm einen Fremden gesehen, oder als wäre er ihr Bruder, dennoch solch eine reine Tiefe des Gefühls, solch eine ächte Ansicht des Lebens, des Menschen und seines Treibens, solche erhabene Ansicht des Bessern im Leben, die nicht erlernt war; denn sie war gewiß originell. Clementinens Reflexionen über alles waren erhaben und poetisch; Reginens eben so erhaben; aber, — was er bei einem Frauenzimmer für unmöglich gehalten hatte — humoristisch zugleich, mit einem Anstriche von guter Laune, die auch wohl am Erhabenen das Lächerliche nicht verschmäht, wenn es vorsticht.

So wenig Umgang, und doch so gar nicht

blöde; so freimüthig, und doch nie die zarteste Blüthe der Weiblichkeit berührend mitten im Lachen, und im muthwilligen, frei umherflatternden Scherz Reginens. Das gab ihm die theure Gewißheit, die seinem Charakter so theuer seyn mußte, daß auch die Phantasie diese zarte Blüthe eben so wenig im leisen Fluge der Gedanken angetastet hatte.

Daß sie Beide das Klavier spielten, wußte er von dem Bruder; daß Reginens Stimme schön, klingend, rein war, hatte er gehört. Die Sprache beider Mädchen war edel, richtig, und — wieder eine Seltenheit, meinte er — es spiegelte sich in der Wahl des Ausdrucks, ein fein bemerkender Geist.

Er lag in dem weichen Bett, das Reginens schöne Hände für ihn aufgepolstert hatten, wie in Dornen. Er wünschte, er möchte erst wieder aus dem Hause seyn; denn er fühlte an der Stärke seiner Empfindung in gewissen Augenblicken, wie mächtig der Reiz dieser Mädchen war; und bedachte er wieder, welche Stunden, welche Tage er hier in diesem Hause genießen könnte, wenn die Eltern so wären, wie die Kinder; bedachte er, daß er ja alles in der Wirklichkeit fand, was er mit seinem rein gebildeten Geiste, und einem reinen Herzen nur zu mahlen gewagt, nie zu finden gehofft hat-

te: so wünschte er freilich, die Gastfreundschaft dieses Hauses möchte noch ein paar Tage ihm anzubieten haben.

Er richtete sich empor im Bett, um klar zu denken, was ihm jetzt vorschwebte: daß er stark genug seyn würde, sich an dem Anblick dieser Götterwohnung nur zu laben, ohne zu wünschen, sie zu theilen.

Der feine Jüngling hatte seinen Lebensplan sich vorgezeichnet, genug Rücksicht nehmend auf den Charakter seines Vaters, aber ohne dem eigenen, der mehr foderte, etwas zu vergeben. Er wußte, er hatte es sich oft vorgestellt, daß er nicht jedes Mädchen lieben dürfte, zu dem sein Herz ihn hinzöge. So war er mit stillem Ernst schon vielen Versuchungen der Art aus dem Wege gegangen; einmahl sogar hatte er sein Herz mit einer starken Gewalt losgerissen; aber er wußte auch eben so gewiß, daß sein Vater ihn zu keiner Verbindung bringen würde, die seines reinen Lebens, seiner Forderungen, die auf eine schöne unschuldige Jugend sich mächtig gründeten, nicht würdig wäre. Beide Gedanken machten ihn stark gegen den Zauber der Liebe. Er fühlte sich auch hier stark genug, die Schönheit der himmlischen Venus zu sehen, ohne daß sein

Herz das Opfer werden mußte; denn hier war ihm die Verweigerung seines Vaters gewiß.

Das dachte er; dann legte er sich wieder hin, mit Unmuth über die Unvollkommenheit des Lebens, aber ruhig, daß das Geschick aus seinem Besuche nicht mehr machen sollte, als es ihm selbst beliebte.

Am andern Morgen stand er vor der Sonne auf. Ueber dem grauen, aufwallenden Nebel des Meers hing leuchtend die Morgenröthe, bis die Sonne hervorblitzte, und Nebel und Meer in flüssiges Gold verwandelte. Da hörte er von unten herauf Reginens leise Stimme singen:

„Da trat er leis' und ungesehn,
An meine Seite.“

Und Regine kam aus dem Hause, das blonde Haar auf dem Scheitel hoch aufgerollt in großen Locken, im engen Morgenkleide, mit ihrer Schwester, eben so gekleidet. Sie sah zu seinem Fenster empor. Er war hinter die Gardinen zurückgetreten. „Er schläft noch,“ sagte Regine leise — „er hat mich nicht singen gehört.“

Sie schöpften Wasser aus dem Brunnen. Dann setzten sie sich auf den Rand des Brunnens, Hand in Hand geschlagen, und theilten

die Blumen, die Clementine aus dem Garten geholt hatte.

„Er schläft noch,“ sagte Regine — „denn ich sah bis Mitternacht noch den Schein seines Lichts dort in den Blättern der Kastanien.“

„Und was erhielt dich, Schläferin, wach?“ fragte Clementine.

„Wach? das war ich gar nicht, Clementine. Ich schlummerte, ich träumte, ich sah sein Licht, und wachte doch nicht, und schlummerte auch nicht, gerade wie in der Weihnachtsnacht, als wir noch Kinder waren.“

Das Gespräch hörte Forstberg hinter seinem Vorhange, und sein Herz, das so ruhig nach seinen Entschlüssen geschlagen hatte, fing jetzt an unruhig zu pochen, und er versank in schwere Träume, und er ahnete eine dunkle Zukunft, die aber, das schwur er mit freiem Muthe: „Dich, Du schönes, frohes Herz, Dich, Regine, nicht treffen soll!“

Nach diesem Schwure wieder heiter und muthig, ging er hinab. Beide Schwestern kamen ihm freundlicher, als die Morgenröthe, und schöner als sie, entgegen. Wie schön waren sie Beide! Reginens blonde Locken schwebten reich und hoch auf dem Scheitel, mit einem blauen Bande durchflochten, Clementinens

braune Locken hingen tiefer herab bis auf den weißen Hals. Welches Auge war schöner, das blitzende, klare, hellblaue Auge Reginens, oder das dunkle, schmachtende Clementinens? Aber sein Blick hing fester auf Reginens lachendem Munde, die ihn mit freundlichen Worten doppelt begrüßte, ihm eine Hand nach der andern reichte, da Clementinens Auge nur allein den Gruß übernahm.

Wie schön waren sie gekleidet, in ein enges Mieder von feiner Leinwand, die sie selbst gesponnen hatten, so schlank wie Nymphen, und schöner und unschuldiger als sie!

„Wir wollten dem Vater entgegen gehen,“ sagte Regine lachend — „aber wir haben es verschoben, bis Sie kämen. Denn Eine von uns muß zu Hause bleiben. Sie sollten uns loosen lassen, Herr Forstberg.“ Sie gab ihm zwei Blumen von ihrem Busen, einen weißen und einen rothen Aster. „Nun die Augen zu, Clementine! erräthst Du, in welcher Hand der weiße Aster ist: so gehst Du.“

Clementine schloß die Augen. Regine küßte den lächelnden Mund, der noch einmal so schön lächelte, weil sie nicht sehen konnte. „O Himmel!“ rief Regine dann — „o rathe nicht! rathe nicht!“

„In der rechten Hand," rief Clementine, und Regine hüpfte vor Freude umher; denn ihre Schwester hatte es nicht getroffen. „Siehst Du," sagte Clementine — „alles liebt Dich mehr als mich, sogar der blinde Zufall!"

„Gehst Du gern, liebe Clementine?" sagte Regine ernsthaft.

„Nicht lieber, als ich Dich gehen sehe. Geh nur, ob gleich Dein Tag noch ist! Und wer weiß, ob ich nicht ein wenig gelauscht habe."

„O Clementine, Du betrügst uns immer!" sagte Regine, sich an ihrer Schwester Brust recht herzlich werfend. Forstberg hätte seinen Arm um die Schwestern werfen mögen. Es war für ihn ein unnennbarer Reiz in dieser kleinen Szene; sie ließ einen brennenden Pfeil in seinem Herzen.

Nun suchte Regine ihren Strohhut, den Clementine mit Blumen schmückte; dann frühstückten sie erst unter der Kastanie vor der Thür, im froheſten Genusse des schönen Herbstmorgens, mehr als in dem Genusse der Gesellschaft.

Regine trug einen Schmetterling, den die Nachtkälte erstarrt hatte, auf einen Zweig, der schon in der warmen Morgensonne stand.

Clementine sah einem Paar Tauben auf dem Dache zu, die sich liebkosten, jagte sie dann auf, um sie, die weiße glänzende Taube, durch den blauen Himmel zucken zu sehen.

Dann ging Regine, weil Clementine trieb, an Forstbergs Seite vom Hofe hinab, sogleich unter die Weiden.

Forstberg ging stumm an Reginens Seite hin. „Du solltest sie nur einmal sehen," hatte ihm Julius so oft gesagt. Jetzt wußte er, was er damit meinte. „Beim Himmel!" dachte er — „ich hätte sie nicht sehen sollen!" Als die beiden Schwestern loosten, welche von ihnen mit ihm gehen sollte, war es ihm — der Gedanke drängte sich aus den dunkeln Tiefen seiner Seele gewaltsam hervor — als würde von dem Schicksal das Loos über sein Herz, über sein Leben, über seine Zukunft geworfen. Regine siegte. Und ihm war es, als rufe das Schicksal ihm zu: „Das ist sie! An ihr wird ewig dein Herz hangen!"

Das alles überdachte er jetzt, da er neben Reginen ging, noch einmal. Er war so zerstreut, daß er auf einmal von dem Schicksale laut sagte: „Da trat es leis' und ungesehn, an meine Seite."

„Wer?" fragte Regine, schnell das Gesicht nach ihm umdrehend — „es? es?"

Er erröthete, sich so ertappt zu sehen, und darum sah er nicht, daß auch Regine erröthete. Aber das Erröthen Reginens war nicht Schaam; denn sie war zu unschuldig, vor Schaam zu erröthen. Es war eine schöne Wallung des Bluts, eine ferne Ahnung von etwas Angenehmem, die erste Unruhe des bewegten Herzens.

„O sehen Sie!" sagte sie jetzt, seine Hand fassend, um ihn aufzuhalten. Sie standen jetzt an einer Oeffnung in den Weiden, das Meer etwan hundert Schritte vor sich. „O sehen Sie, wie die Seemöwe über den Wellen wegfliegt, schnell wie der Blitz! und wie der Eisvogel die weiße Brust in jede Welle eintaucht, als schwömme er auf dem Meer! und wie über ihnen hoch die Uferschwalbe dahin schießt! und hier am Lande, sehen Sie die Heerden in der fetten Weide, und dort auf dem Anger die Kibitze, die mit Krächzen den thauigen Boden bestreifen! Und dort, wie ein Seegel leise durch das Thor der Morgenröthe hervorschwebt, jetzt im Glanze der Sonne, wie ein Engel mit goldnen, schimmernden Flügeln, sehen Sie, jetzt gewendet, wie ein hohes Gespenst auf dem Meer daher schreitet!"

Das hätten tausend Mädchen sagen können; aber mit diesen entzückten, trunkenen Blicken;

mit dieser Stimme, die aus einem Herzen kam, das die Natur bewegt hatte, konnte es nur Regine sagen. Forstberg sah verstohlen in ihr schimmerndes Auge, nicht dahin, wohin sie zeigte.

Am Ende der Weiden stand noch eine einzelne Hütte, an der sie vorüber mußten. „Nur einen Augenblick!“ sagte Regine, und trat ein. Er folgte ihr bis auf die Hausflur. Er sah in die offne Stube.

Es lag ein kranker Knabe von zwölf Jahren auf einem Bette. „Was macht denn Euer Sohn, Mutter?“ fragte Regine, mit einer Stimme, aus der Geduld und Trost herab tönte. „Ich dachte, ich wollte ihn besser finden, als Clementine, die ihn gestern Abend besucht hat —“

„Gott wird Ihnen die Liebe zu meinem armen Kinde vergelten. Gib Reginchen die Hand, mein Kind!“

Regine nahm des Knaben Hand, die mit kaltem Todesschweiß schon übergossen war, in ihre beiden Hände, und sprach so aufmunternd mit dem Knaben, daß ein Lächeln in sein blasses Gesicht stieg.

Dann kam sie wieder. „Ach, der Knabe bedarf Muth,“ sagte sie zu Forstberg — „sahen Sie wohl, wie er lächelte?“

„Sie würden den Tod selbst zum Lächeln bringen,“ sagte Forstberg, ihre Hand mit Eifer ergreifend.

Sie lächelte, aber sie fühlte eine stille Freude in der unschuldvollen Brust, daß er das sagte. Sie gingen weiter.

Wie kam es denn, daß seine Unruhe nun aus seiner wallenden Brust in die tiefste Ruhe aufgelöst wurde? Aber er ging neben ihr her, und horchte auf ihre Erzählungen, und diese Erzählungen stillten alle seine Wünsche, alle seine Unruhe. Er hatte seine Hand in ihre geschlagen; so ging er neben ihr. Kam sie bei einer Erzählung zu einer rührenden oder fröhlichen Stelle: so stand sie still, und setzte ihren Finger, um ihn recht aufmerksam zu machen, auf seine Brust, und sah ihn mit den hellen blauen Augen so vertraulich an, als wäre sie seine Schwester.

Auf jedem Hügel, der eine Aussicht bot, ruhte sie mit ihm aus. Sie steckte eine späte Haideblume auf seinen Hut. Er kniete bald vor ihr, bald saß er an ihrer Seite, seine Hand in ihrer. Hätte sie Jemand gesehen: er müßte sie für Verlobte gehalten haben. Wer zuerst auf war, zog den Andern empor.

„Nein,“ dachte er — „ich muß heute noch fort; oder ich muß ewig bei ihr bleiben!“

„Sie waren gestern viel, viel heiterer.“ sagte sie auf einmal — „Der Morgen ist so schön; ich dächte, er müßte einen Unglücklichen froh machen. Es ist, als wären Sie über etwas unruhig?“

Da nahm er ihre Hand, und sagte: „Und doch, liebe Regine, ist dieser Morgen der schönste, der je über meinem Leben aufging. Glauben Sie mir!“

„Das glaube ich nicht,“ sagte sie kopfschüttelnd, und ihn betrachtend. „Das glaube ich nicht,“ setzte sie noch einmal lächelnd hinzu.

„Könnten Sie in mein Herz sehen, Regine! Sie würden es glauben!“

„Die Augen sind die Dollmetscher der Herzen, der Spiegel des Innern; und Ihre Augen sind nicht heiter; wohl heiter, aber doch nicht —“

Er beugte sein Haupt tief auf die Brust, und sagte noch einmal, wieder sich verlierend in seine Zukunft: „Da trat es leis' und ungesehn an meine Seite.“

„Es heißt: Da trat Er! Er!“

„Ja, Regine, bei Ihnen! bei mir heißt er Es! Es! Ich meine das Schicksal.“

„Wie denn so?“ fragte sie nachdenkend —

„das klingt ja, als meinten Sie etwas Uebles damit."

Jetzt hätte die Fragerin ihm sein Geheimniß entrissen; denn sein Herz wallte hoch empor, die schönste Leidenschaft füllte seine Brust mit einer stillen, aber unwiderstehlichen Flamme; aber in dem Augenblick sah Regine ihre Eltern, und sie rief freudig: „Da sind sie! Da kommen sie!" Sie faßte Forstbergs Hand fester, und zog ihn eilig mit sich den Eltern entgegen.

Die beiden jüngsten Schwestern und der Bruder flogen ihr eben so schnell entgegen. „Guten Morgen, Kinder!" rief sie — „Wir haben auch Gäste — Julius Freund, dieser Herr Forstberg!" und so, immer seine Hand fester fassend, zog sie ihn zu ihren Eltern.

Da stand Forstberg vor seinem Oheim an der Hand der Tochter desselben. „Das ist Julius Busenfreund!" rief sie — Herr Forstberg mit Namen." Da bot ihm der Oheim die Hand, dann auch die Tante, mit einer reinen Herzlichkeit.

„Hat Julius geschrieben?" fragte der Vater — „Er ist doch gesund? es geht ihm doch wohl?"

„O Vater, Herr Forstberg hat uns so viel von ihm erzählt. Nun, wir werden ge-

wiß nicht in acht Tagen fertig, das alles zu hören. Ach, recht schöne Sachen!" Nun verlor sie sich in ihres Bruders Lob, durch das sie aber recht künstlich — denn die Natur ist die wahre Künstlerin — das Lob des Herrn Forstberg, von dem Julius Brief voll war, durchflocht, so daß ihr Vater nicht wußte, wen er loben hörte.

„Wann kamen Sie denn, Herr Forstberg?" fragte der Vater.

„Gestern," hob Forstberg an; aber Regine führte seine Worte aus, mit der Erzählung, wie er sie in der Laube überrascht und belauscht hatte. Sie verschwieg nichts, sie erzählte, eben als sie gesungen hätte: „Da trat er leis' und ungesehn, an meine Seite!" da wäre er auch leis' und ungesehn an ihre Seite getreten.

Bei dieser Erzählung wurde Forstberg doch ein wenig verlegen; aber der Vater streichelte die Rosenwange seiner Tochter, und sagte nichts, als: „Du bist ein gutes Kind; und, wer auch an Deine Seite tritt, Regine! ungesehen steht ein Engel neben Dir."

Er bot Forstbergen noch einmal die Hand, und die kleine Karavane zog weiter.

Forstberg ging jetzt neben dem Vater, und erzählte von Julius, von seiner Be-

kanntschaft mit ihm, und wurde verlegen; denn neben der Mutter ging Regine, und erzählte auch von gestern Abend, von dem Morgen, von ihrem Loosen mit Clementinen, und tausendmal hörte er seinen Namen nennen. Und bei jedem Hügel, wo Beide ausgeruht hatten, rief sie: „Mutter, dort haben wir gesessen; und der Morgen ist hingelaufen als hätte er Flügel Ach wir sind recht glücklich gewesen! fragen Sie nur Clementinen; denn es ist, Mutter, als wäre es Julius halb und halb selbst.“

„Halb und halb heißt ganz, mein Kind,“ sagte die Mutter.

„Ja, so mein' ich's auch, Mutter; denn ich sah ihn anfangs für den leibhaftigen Julius an; doch wie erschrak ich, da ich die Augen recht öffnete, und einen Fremden sah. Aber er war auch gleich so gut, daß ich schon in der zweiten Minute gar nichts darnach fragte.“

Von diesem Seitengespräche verlor Forstberg kein Wort, kein kleines Wort.

Nun wurde der kranke Knabe von der ganzen Familie besucht, und dann gings nach Hause.

Forstberg hatte Zeit genug, seine Bemerkungen über die Familie zu machen, die

sich nun zusammen stellte, um Einer nach dem Andern Julius Brief zu lesen, der, wie alle andere Briefe, ein Gemeingut der ganzen Familie war. Von jedem Gesicht strahlte die Theilnahme an dem Sohne, und an dem Freunde des Sohns, der den Brief mitgebracht hatte Jeder Leser des Briefs betrachtete ihn mit freundlichen Blicken, so bald der Brief seiner erwähnte, und Regine sah Einem nach dem Andern über die Schulter, uud lächelte, und kopfnickte zu dem Lobe, das Julius seinem Freunde gegeben hatte.

Jetzt nahm aber der Hausvater den Gast für sich in Beschlag. Er fragte nach seinem Vaterlande, nach seinen Studien, nach seinen Planen, nach seinen Aussichten, nach seiner Familie Hier gerieth der junge Mensch in eine sichtbare Verlegenheit; denn er mußte das offenste Vertrauen mit zweideutigen Antworten, mit Ausreden, mit Umwegen bezahlen. Er fühlte mit einer stechenden Angst, er durfte hier den Namen seines Vaters nicht nennen; aber, fiel ihm ein: durfte er je den Namen seines Oheims gegen seinen Vater nennen?

Er freute sich, daß er den ganzen tragischen Apparat, die Dolche, die Trauerkleider, die Thränenurnen, die Aschengefäße, die das Schicksal zu bereiten anfing für das Trauerspiel, in

dem er die Hauptperson spielen sollte, mit einer schnellen Flucht vernichten konnte; und er beschloß die Flucht. Er freute sich, daß Regine noch eben so hell, eben so freundlich lächelte, als im ersten Augenblick, da er sie sah, obgleich, wie er glaubte, die Natur schon die Spitze des Pfeils der Liebe auf ihr Herz gesetzt hatte. Er konnte also wohl, ohne Gefahr für Reginens Herz, noch eine Nacht zugeben, obgleich nicht ohne Gefahr für sein eigenes Herz. — Aber nun wollte er schon gleich nach Tische gehen; denn auf einem Spaziergange im Garten sagte der Vater, da er von Julius und allen jungen Leuten sprach: „In kein Herz zieht die Liebe schneller ein, als in ein reines, als in ein ganz unschuldiges. Der Pfeil der Liebe ist da weiter nichts, als Ein Blick, Ein Lächeln, Ein Händedruck, und doch hat er tausend Widerhacken. Und in diesem Herzen nimmt die Liebe die Gestalt der Freude an, eines schönern Gefühls des Lebens und seiner selbst, füllt doch alle Tiefen des Herzens ganz unbemerkt, und kennt keine Wünsche, nicht einmal Ahnungen. Denn die Ahnung ist nichts, als eine reine Freude. Mein Julius wird ewig lieben, wenn er einmal liebt.“

Paßte das nicht auf Reginen, so gut,

als auf Julius? Aber Reginen meinte der alte Prophet nicht, obwohl er hätte sehen können, daß seine Prophezeihung Wort für Wort bei Reginen eintraf.

Denn Reginens Wange war in einen schönern Purpur eingetaucht, als die Jugend allein geben kann. Ihre Freude war nicht mehr die kindische Freude der Gesundheit, des leichten Umlaufs des Bluts, und der Jugend. Es war eine höhere Freude, eine geistige Freude Warum drückte sie den Vater mit einer größern Zärtlichkeit in die Arme? Welch eine Kraft hatte, so wohl ihr Haupt einen Zoll, als ihre Seele eine Unendlichkeit höher empor gerichtet? Warum war ihr Lachen jetzt nur ein desto reizenderes Lächeln? Wer hatte sie die Grazie, den edeln Anstand eines langsamern Ganges gelehrt? Warum hatte sie alle ihre Geschwister jetzt lieber, jetzt gar zu lieb, mehr als sonst? Warum waren ihre Gleichnisse nicht mehr komisch, wie sonst, sondern erhaben, und tiefer geschöpft?

Die Mutter sah es, welch eine unermeßliche Veränderung mit ihrer Tochter seit gestern vorgegangen war. Sie ging mit Reginen allein, und ließ sich von ihr Wort für Wort wiederholen, was sie mit dem Freunde ihres Bruders geredet hatte. Sie erzählte alles; die

Mutter verglich es mit dem, was nun Clementine ihr erzählen mußte; und sie beruhigte sich wieder, und zwar vollkommen. Die Liebe verbarg sich glücklich. Der Vater hatte Grundsätze: aber er sah seine Tochter nicht. Die Mutter sah sie wohl; aber sie ließ sich täuschen, weil sie keine Grundsätze hatte.

Merkte es doch Clementine, so arg verrieth sich Regine. Wenn Forstberg erzählte: so faßte Regine ihre beiden Nachbarn an, um sie von jedem Geräusch zurückzuhalten. Sie phantasirte über die fallenden Lindenblätter, mit einer Stimme, die nur säuselte, da sie sonst die Linde tüchtig ausschalt, wenn sie ihr Laub verlor. Ihr Witz war gelähmt, und ihre Phantasie hatte die goldnen Flügel eines Engels bekommen. Aber Clementine wußte wieder nicht, daß es etwas Unglückbringendes sey, von einem Fremden, der zum ersten und letztenmale hier war, zu denken, ihr zu sagen, wie Regine es gesagt hatte: „Er hat alle Tugenden unsers Julius; aber er ist noch viel sanfter, und viel, viel freundlicher."

Forstberg wollte fliehen; denn der Pfeil drang immer tiefer in seine Seele; aber es hielt ihn ja jede Hand hier; Regine nicht mehr, als die Andern. Man wurde so be-

trübt, man sah ihn, da er die Nothwendigkeit einer schnellen Reise vorgab, schweigend, aber darum noch dringender an; Regine nicht, sie schlug das Auge zu Boden, und hob es dann langsam wieder auf ihn, und durch die Betrübniß brach ein so schönes Lächeln, daß er schon aus Höflichkeit nicht hätte nein sagen können. Er versprach, noch eine Nacht zu bleiben.

Da umringten sie ihn Alle recht fröhlich; doch Regine warf nur aus der Ferne einen Blick auf ihn, der auf einmal den Pfeil in seinem Herzen entzündete, und ihn dann durch die ganze Seele drückte. Er fühlte sich fast verloren.

Nun wurde der Plan auf den Nachmittag verabredet. Ein Spaziergang nach Reginens Eiche, in deren Nähe ohnehin eine Wiese lag, auf der das Grummet gewendet werden mußte, gehörte zur Ordnung dieses Hauses. Der Vater, mit einer Harke auf der Schulter, eröffnete den Zug. Die Mädchen, für die Arbeit leichter und schöner gekleidet, nahmen den Gast in die Mitte, der so gut seine Harke trug, wie die Uebrigen. Der Tag war für die Arbeit schön. Forstberg verstand die Harke nicht zu halten; er wurde tüchtig ausgelacht, und Regine wurde seine Lehrerin, und arbeitete,

immer nach ihm zurücksehend, vor ihm her, die Wiese hinab. Das Band, das ihr Haar zusammen hielt auf dem Scheitel, war aufgegangen, die Locken fielen hinab auf die Schultern, auf die Stirn. Warum war Niemand näher, als er? Sie bat ihn, die Locken wieder zusammen zu binden.

Sie mußte, um es ihm bequem zu machen, vor ihm hinknieen. Er hob mit zitternder Hand die Locken aus dem schneeweißen Nacken empor, von den rothen Wangen und der weißen Stirn, und band sie zusammen. Die ausgelernteste Buhlerin hätte den armen Menschen mit seiner Entschlossenheit, nicht zu lieben, in keine gefährlichere Lage bringen können, als hier die unbesorgte Unschuld des lieben, arglosen Mädchens.

Er griff in der Verzweiflung wieder zur Harke, und arbeitete, wie ein Tagelöhner, um nur etwas anders zu sehen, als sie.

Nichts half ihm, ach, gar nichts! Die Natur wollte ihn heute fühlen lassen, wie mächtig sie, wie schwach eines Jünglings Entschluß ist. Er arbeitete vor sich hin, nicht mehr aufsehend nach der Nymphe, die vor ihm hintanzte in dieser Arbeit, die den schlanken Körper in tausend reizende Stellungen brachte, die Noverre vergebens erfinden möchte. Und

nun sah sie mit jedem Heuwurfe einmal lächelnd auf ihn zurück, als wollte sie ihn fragen: „Fühlst Du meine Siege?“

Jetzt kündigte ein Freudengeschrei an, die Arbeit sey geendigt. „Gottlob!“ sagte er leise, daß er aus dieser Vorhölle heraus war; und er behauptete nachher immer, daß die Mädchen nie gefährlicher wären, als in ungewöhnlichen Stellungen, als: Tanzen, Laufen, Waschen, Wäscheaufhängen; obenan aber setzte er immer: Heuwenden.

Aber nun fand Regine, was auch er fand, daß ihr ganzer Rock unten herum eine Besetzung von Kletten hatte. Sie fing die Arbeit an, sie abzunehmen. Ihr zuzusehen war eben so gefährlich, meinte er, als ihr zu helfen. Er half ihr die Kletten abnehmen. Da kniete er wieder vor ihr, und sie stützte die Hand auf seine Schulter, und aus ihrer Hand drang der elektrische Strom der Liebe in seine Brust, und das Klettenabsuchen war noch gefährlicher.

Die Andern fingen an zu gehen; nur die kleine Adelheid sah der Arbeit lächelnd zu, und machte Anmerkungen, die Regine mit einem Lachen beantwortete, die aber alle, wie Orakelsprüche, in sein fürchtendes Herz drangen. „Ja, Regine, so hast Du es gern,

Warum habe ich denn nicht eine Klette an mir? He? Der Vater sagte: die Beiden da, die mögen recht arbeiten — Regine hat ihre Augen immer auf dem Rücken! Und Herr Forstberg sah aus, als wollte er das Heu in Deinen Augen wenden. O ja! so hast Du es gern!"

„Mädchen, wenn ich fertig bin —!" rief Regine lachend; aber Forstberg lachte nicht. Er suchte mit einem ernsthaften Gesichte nach den Kletten, als wären es Edelgesteine. Er war fertig. Auf einmal warf Adelheid zwei Hände voll Kletten der Schwester in Haar, Halstuch und Mieder, und lief lautlachend davon.

Diese Kletten las Regine sich selbst ab; aber schon das Zusehen war gefährlich genug. Er dankte dem Himmel, wie er ihren Arm nehmen konnte, um weiter zu gehen. Aber alles das hatte in seinem Innern alle Kräfte seines Wesens, gute und böse, empört. Er sah an Reginen nicht nur, was Guido so schön mahlte, einen bloßen, lächelnden, betenden, segnenden, seligen, taubenunschuldigen Engelskopf; er sah nicht nur die heilige Madonna an ihr, deren weibliche Reize ein hochgefaltetes Gewand verhüllt, daß man nichts sieht, als die Hoheit und die Liebe der Mutter

Gottes; die verwünschten Kletten, die er ihr von dem Saum des kurzen Röckchens, unter dem der ganze Fuß bis an den Knöchel so sichtbar wurde, und die sie sich selbst von dem weißen, hoch gebläheten Halstuche abgelesen, hatten an den Madonnenkopf den runden Hals, den jugendlichen Busen, die weißen, marmornen Arme, kurz, eine ganze medizeische Venus angehängt, und beide Figuren so in einander gemischt, daß der feine Jüngling nicht wußte, ob er jetzt erhabener oder leichtfertiger von ihr dachte. Aber es mochte seyn, was es wollte: in seiner Brust wogte ein Meer von Liebe, und hätte er: „Salve Regina!" gesagt, es hätte eben so gut ein Gebet, als eine Liebeserklärung seyn können.

Wer das meinem feinen, anständigen Forstberg übel nimmt, der lästert die Natur, die nun einmal die Liebe, wie die Musik, aus einer Hälfte geistiger und der andern Hälfte sinnlicher Zuthaten zusammen setzte.

Nun erreichten die Beiden den Hügel, der die Eiche trug. Regine setzte sich, da sie die letzte war, auf einen Abhang an den Boden, und er — ihm blieb kein anderer Sitz — als ein Abhang zu ihren Füßen.

Der Vater, obwohl eine Menge Jahre zwischen der Zeit, wo er hier mit Reginen

saß, vergangen war, saß doch schweigend, den Blick auf das Meer geheftet. Regine flüsterte ihrem Nachbar, mit leisen Tönen, die Liebesgeschichte ihres Vaters ins Ohr. Der Vater stand auf, und ging vorn an den Hügel, um allein zu seyn, und die drei Kleinen verliefen sich auf der andern Seite des Hügels, Eichelnäpfchen zu suchen, und riefen endlich Clementinen, da Regine auf ihren Namen nicht hörte. Da war er allein mit Reginen. Nun sie saß wohl zu ihm hingelehnt; aber ihr Haupt hing herab, dem Boden zu; und sie pflückte hier einen Grashalm, dort einen, und knüpfte sie spielend zusammen, und fragte leise: „Warum kann mein Vater nicht vergessen, daß ihm hier die erste Freude blühete? Warum geht er hier umher mit zu vielen Träumen einer Vergangenheit, da er jetzt doch so glücklich ist?“ Sie wollte keine Antwort; denn sie fühlte, indem sie es sagte, warum es so war.

Er antwortete ihr auch nicht, sondern er legte ebenfalls nur zwei Halme, wie ein Kreuz, zusammen. Dann sagte er — er redete mit sich selbst — „O warum mußte das Herz diesseits des Grabes schon lieben, wo das Schicksal zwischen die Herzen das harte Leben mit seinen tausend Unmöglichkeiten legt? Warum

muß in unserm Herzen das Bild einer Geliebten liegen, einer Geliebten, wornach wir suchen, weinen, und vergeblich? Warum erinnert jeder Frühlingsabend, jeder schwüle, durcharbeitete Tag jeder Anblick des Unendlichen; wie des Meeres, wie des Himmels über uns; jedes Lebewohl, das wir einem Menschen sagen, jede untergehende Sonne und jede aufgehende, jede fliehende Wolke, jede Stille, an die geliebte Seele? O der tausend Irrthümer! Hinter jenem Hügel, sage ich mir, wohnt sie; in jenem Kranze der Bäume steht sie; in jenem Thale wandelt sie! Ach sie wohnt ja nirgends, als hinter dem Leichentuche des Todes, hinter dem dunkeln Grabe! Warum soll Ihr Vater nicht trauren, wenn er auch glücklich ist?"

Er stützte den Kopf bei diesen Worten in seine Hand; denn er — er fühlte jetzt, was er gesagt hatte — er wagte jetzt nicht, das Angesicht Reginens anzusehen — aber er sah, was noch viel schlimmer war, einen Tropfen niederfallen, dann noch einen, und wieder einen, und er vernahm an seinem Ohr leise Seufzer. Regine weinte, und wußte nicht, warum. Sie hatte ihn nicht verstanden, und doch war in ihrem Herzen ein Gefühl, als verstände sie nicht allein alles, was

er gesagt hatte, sondern auch, was er jetzt dachte, was er fühlte.

Er fühlte wohl, was er gethan hatte; aber er konnte sich nicht helfen. Die Stärke seines Entschlusses war zu einer Stärke seiner Liebe und seines Schmerzens geworden. Und wie der trotzige Mensch denn gern mit den entgegengesetzten Empfindungen wechselt: so sah er jetzt kühn und muthig auf, und er traf auf das blaue Auge, in dem Thränen hingen, und auf den seelenvollen Mund Reginens, den ein schöner Schmerz im Lächeln nur gestört hatte.

Dieser Anblick verwirrte ihn aufs neue, warf ihn wieder auf die entgegen gesetzte Seite. Er nahm Reginens Hand, theils aus einem überraschenden, zu mächtigen Gefühl, theils aus bloßer Höflichkeit, und drückte seine heißen Lippen auf diese Hand, die unschuldig und geduldig sich ihm überließ.

Aber dieser Handkuß, an den Regine nicht gewöhnt war, und den sie, hier, für eine ganz deutliche Erklärung seiner Liebe hielt, riß auf einmal alle Schleier der Unwissenheit, der Unbekanntschaft mit der Leidenschaft von ihrer Seele. Gleich einem Blinden, dem die Zauberei des Augenarztes mit einem Drucke der Nadel das Licht, die Natur, und die Unend-

lichkeit gibt, stand in zitterndem Entzücken die Unendlichkeit der neuen Welt der Liebe vor ihrem Blicke. Sie erblaßte; denn die Wonne fuhr zuckend, wie ein Blitz, durch ihre Seele. Sie neigte das erblassende Haupt ohnmächtig auf seine Schulter, aber nur eine Sekunde lang. Sie drückte die Hand, welche die ihrige hielt, mit einer schnellen Bewegung, nur mechanisch, auf ihr Herz, das unter der Wonne ihrer Gefühle tödtlich pochte. Dann warf sie den sterbenden Blick, mit einem wehmüthigen Lächeln, in sein Auge, und verbarg nun das von Thränen überströmte Auge in ihr Tuch.

Er umfaßte sie, um ihr zu helfen, als er sie erblaßt sah. Sie sank nahe an ihn. Er nahm mit der Hand das Tuch von ihrem Auge. Das Gesicht des Mädchens glühte jetzt in der Flamme der Liebe. Diese Bewegung zog sie näher. Ihr heißer Mund berührte seinen, kaum merklich, nicht einen Moment lang.

Er sprang auf, und zum Glück; denn Clementine kam über den Hügel herab. Er ging der Schwester entgegen. Er mußte antworten, wieder antworten; die Kinder kamen, er mußte reden, er zerstreute sich. Er fühlte, daß etwas vorgefallen war, was auf einmal sein Verhältniß zu Reginen verän-

dert hatte; aber er sah nicht klar, wie sehr es verändert war.

Die Glut von Reginens Gesicht war die Glut der Liebe, die Glut ihres Glücks. Forstbergs Handkuß hatte ihr alles gesagt. Seine vorigen Worte, dazu der Kuß ihrer Lippen — sie wußte nicht, hatte sie ihn gegeben oder bekommen; alles sagte ihr, sie sey geliebt, alles sagte ihr, sie sey die Verlobte des Mannes, den sie jetzt mit einer ganz unbeschreiblichen Kraft liebte.

Sie stahl sich den Abhang hinab nach dem Meere zu; sie hoffte, der kalte Seewind sollte die Wange kühlen und die Glut verwehen. Armes Mädchen! diese Glut verweht kein Wind, kühlt keine Luft. Die Liebe hat dich mit ihrer Farbe gezeichnet, die nichts verlöscht, als die Untreue, der du nicht fähig bist, und das Grab, das alles endet. Und dafür behüte dich dein gutes Geschick!

Alles ging nach Hause. Regine zitterte, wenn sie daran dachte, daß sie mit dem Geliebten allein seyn könne. Sie hing sich gleich an Adelheid und ihren Bruder, und Forstberg ging in der Mitte zwischen dem Vater und Clementinen. Es gereute Beide hundertmal, daß sie nicht neben einander gingen.

Zu Hause schlichen sogleich Regine und

Forstberg, jedes auf sein Kämmerchen, um über die Stunde nachzudenken.

„Himmel!“ rief er — „wie nahe, o wie verderblich nahe war ich diesem — diesem — Abgrunde! O Himmel! Himmel! bin ich gezwungen, das Paradies, den Wohnplatz der Seligkeit einen Abgrund zu nennen? Wie nahe war ich! Nein, ich muß fliehen! ich muß!“

Er sprang bei diesen Worten auf, als wollte er fortrennen. Dann faltete er die Hände in einander, und stand wieder, wie angezaubert: „Aber was war das? Ihr Erblassen? Ihre Ohnmacht? Ihr Hinsinken an meine Brust? Ihr Kuß — o noch flammt dieser Kuß von diesen reinen, himmlischen Lippen in meiner Seele! — Aber was war das? O Regine! fühlst Du, fühlst Du, wie ich? — Nein!“ sagte er, schnell die Hand an seine Stirn legend — „wie könnte das Liebe seyn? Es war nichts, als das schöne Mitleiden mit ihres Vaters langem Schmerz, das ich mit den närrischen Worten, die ich in meiner Vergessenheit sagte, noch verstärkte. Es war nichts, als die Empfindung einer bewegten, schönen Seele.“

Forstberg ging am Abend hinab. Unter den Kastanien vor dem Hause stand ein stummer Knabe, den Regine, die so gern redete,

ganz besonders in ihren Schutz genommen hatte. Er kam fast alle Tage; er war auch gestern da gewesen. Forstberg hatte ihn reichlich beschenkt. Der Knabe lächelte ihn jetzt wieder an. Er gab ihm wieder, und Regine trat zu ihm, noch immer die Glut der Liebe auf der schönen Wange. Aber jetzt stand sie theilnahmlos da, und schlug das trockne Auge gen Himmel, leise erbebend vor jedem Augenblicke, der kam, der ihr immer eine neue Wonne und ein neues Weh mitbrachte.

Forstberg betrachtete den Knaben. Er verglich sich mit ihm. O er liebte, er liebte; und mußte stumm seyn, wie der Knabe! das überfiel ihn zu mächtig. Er legte seine Hand auf des Kindes Haupt, und sagte leise: „In sein Ohr dringt kein Ton einer menschlichen Stimme. O könnte ich verstummen, wie du! oder hätte ich ein Herz, wie du, das die schönste Musik der Natur nicht vernimmt!“

„Er hört nicht, was Sie sagen,“ meinte Regine, die ebenfalls nicht gehört hatte, was Er sprach, und trat näher hinzu. „Er ist stumm, wie —“

„Stumm, wie die hoffende Liebe,“ sagte er überrascht — „wie wir Alle seyn sollten,“ setzte er verlegen hinzu — „denn wer kennt seines Schicksals Gang?“ Er warf bei diesen

Worten einen seltsamen Blick auf sie. Sie glaubte, ihn zu verstehen. Es war eine Bitte an sie, ihr Geheimniß zu verschweigen, meinte sie. Sie lächelte wehmüthig. Aber schweigen konnte sie ja. Sie versprach es ihm im Herzen.

„Sehen Sie, wie er die Blicke hin und her wirft zwischen uns! ist's nicht, als verstände er unsre Gedanken, Regine?"

„Er versteht sie auch," sagte Regine.

„O wenn er sie versteht:" rief Forstberg aufwallend — „so soll er mein Bote seyn, mein Vertrauter!"

Sie lächelte; denn da verstand sie ihn wieder nicht. Forstberg gab dem Knaben noch einmal.

Die Andern kamen. Er sah Reginen nicht wieder allein. Am andern Morgen wollte er nun gehen. Das ganze Haus begleitete ihn. Man bat ihn, wieder zu kommen. Er antwortete mit einem schmerzlichen Seufzer: „o wann?"

„Morgen!" rief Adelheid.

„Wann wird der Morgen schimmern? Wann?"

„Regine allein bat ihn nicht. Sie wußte ja tief in ihrem Innern, mit welchen unauflöslichen Fesseln er an sie gebunden war,

auf ewig. Da traten sie auf den Scheideweg. Der Vater und die Mutter schlossen den Jüngling in ihre Arme, dann mit einem süßen Lebewohl auch Clementine. Da trat Regine, das Gesicht von allen Augen abgewendet, zu ihm, mit einem Blicke, der ihm ihres Herzens Tiefen aufschloß, ihre Wonne, ihre Liebe, und den jetzigen Schmerz; aber sie war stumm, wie der Knabe. Sie öffnete die Lippen, um ein Wort zu sagen, was nur die Andern hören sollten; aber sie verschloß sie wieder, und lächelte nur. Dann berührte ihre Lippe die seine mit einem sanften Drucke. Der Kuß zitterte durch seine Seele, wie eine Feuerflamme, wie sein Handkuß durch ihre.

Er mußte sich schnell wegreißen aus dem Arme, der ihn umfangen hielt, und dessen Zittern er auf seiner Schulter fühlte.

„O lebt wohl!“ rief er, und lief und verschwand.

Eilig ging Regine voraus; es war noch ihr Tag, an dem sie die Küche besorgen mußte. Sie trocknete das Auge, und sang mit weinender Stimme: „Da trat er leis' und ungesehn, an meine Seite.“ Das Uebrige sang die bewegte Seele. Sie kam zu Hause an. „Ach,“ dachte sie — „mußte er denn so ganz stumm seyn? O durfte er nicht sagen:

im Frühjahr, im Herbst komme ich wieder! O Julius ist Dein Freund! O wann kommt er? wann kommt mein Bruder?"

Am Abend stand am Hofthore der stumme Knabe, das Gesicht auf das Fenster von Reginens Kammer gerichtet. Sie sah es, sie öffnete das Fenster, und der Knabe gab ihr ein Zeichen Alles Blut drang in die Wange, und dann um das Herz. Sie wurde roth und blaß Denn Forstberg hatte ja gesagt: „Wenn er mich versteht: so soll er mein Bote seyn."

Der Knabe winkte wieder. Sie flog eilfertig hinab, über den Hof. Jetzt wich der Knabe behutsam zurück, als wollte er nicht gesehen werden. Sie ging ihm nach bis in die Verhüllung von Fliederbäumen.

Da lächelte der Knabe ihr freundlich zu. Er zeigte ihr ein großes Stück Geld, was er erhalten hatte, und gab recht gut zu verstehen, daß er es von Forstberg erhalten hatte. Dann zog er aus seinem Busen ein Tüchelchen, wickelte das von einander, und — o Himmel! O Entzücken! O Wonne, welche die Seele mit der lautersten Freude durchzieht! — er wickelte einen Ring hervor, den Reginens Auge recht wohl an Forstbergs Hand gesehen, und der sie bange genug gemacht hat-

te. Denn ein Ring hatte ihr die Bedeutung der Verlobung, der Treue, der Liebe.

Sie betrachtete den Ring, den der Knabe hielt, mit wünschenden Blicken. Auf einmal hob der Knabe sein pantomimisches Spiel an, um ihr zu verstehen zu geben, wie er zu dem Ringe gekommen sey.

Es war ja nicht nöthig für Reginen; denn er hatte ja ihr gesagt, daß er den Stummen zu seinem Boten machen wollte.

Aber der Knabe, mit einem Blick voll unendlicher Liebe gegen seine Wohlthäterin, und mit einem frohen Lachen, beschrieb ihr, daß Forstberg geweint hatte, sehr geweint. Die Nachahmung trieb Thränen in des Mädchens Augen. Dann hatte er ihm Geld gegeben, und endlich den Ring. Er zeigte auf sich, und schüttelte mit dem Kopfe, dann auf Reginens Finger, und nickte freundlich. Er steckte ihn an Reginens Hand, und nun hüpfte und tanzte er vor Freuden um das glückliche Mädchen her.

Sie stand da, mit freudeweinenden Augen, die sie gen Himmel hob, wie ein Engel, schöner als ein Engel, wie ein Mensch, dessen Herz mit der Wonne des Himmels kämpft und sie verdient.

Der Knabe legte noch seinen Finger auf den

Mund. Sollte das heißen, sie dürfte nichts sagen? So drückte er sich sonst nicht aus.

Nun verbarg sie den Ring, und ging den Weg nach Hause, die frohe Braut des theuren Jünglings. Aber stumm sollte sie seyn, stumm. „O,“ rief sie — „stumm, wie dieser stumme Ring, das stumme Unterpfand seiner Liebe!“

Forstberg hatte dem Knaben das Geld gegeben, mit Augen, die in Thränen standen. Bei dem Verschließen des Beutels hatte er den Ring, ohne daß er es wußte, von dem Finger gestreift, und in dem Augenblick, um sich von allen Gegenständen zu entfernen, ging er mehr laufend als gehend weiter.

Der Knabe winkte, aber Forstberg sah nicht. Als der Stumme das große Stück Geld, so groß hatte er es noch nicht gesehen, in Sicherheit gebracht hatte, nahm er den Ring auf, winkte, brachte Töne hervor, die Forstberg nicht hörte. Er lief hinter ihm her; aber desto schneller ging Forstberg. Er drohete sogar dem Knaben, der immer mit lauten Tönen hinter ihm herlief. So stand der Knabe endlich still. Wahrscheinlich wußte er nichts bessers, als den Ring Reginen zu bringen, die er mit dem Fremden immer zusammen gesehen hatte. Die Handlung des Ver-

lierens ahmte er deutlich genug nach; aber er wollte ja den Stummen zu seinem Boten machen. Regine achtete nicht auf die Bewegung des Stummen. Regine schwebte langsam auf den goldenen Flügeln der Hoffnung, des Glücks, der Liebe nach Hause.

„Da trat er leis' und ungesehn an meine Seite," sang sie mit lächelndem Munde, und freundlichen Augen hundertmal; aber der Herbst riß alle Blätter von den Kastanien, der Wintersturm heulte im Meer, und sie hörte nichts von dem Vertrauten ihrer Seele. Sie sang seufzend:

„Ach, warum mußt' er von mir gehn,
Ach! in die Weite!"

Da wehten die Frühlingslüfte vom Meer her; die Gänse zogen nach Norden, und Regine sah nach Westen, woher er kommen mußte; und er kam nicht. Da schlug die Nachtigall, und — sie fühlte in ihrem Herzen auch eine girrende Stimme schlagen. Da blüheten alle Bäume, und er kam nicht! Die Stimme der Nachtigall verstummte, die Blumen waren dahin! Da sang sie mit rothgeweintem Auge:

„Es währte, ach! der Liebe Glück
Nur einen kurzen Augenblick!"

Da kam der Herbst wieder, und Er kam

nicht. Aber Julius kam. Ach die Frage nach Forstberg wollte nicht aus dem wunden Herzen. Clementine fragte. Da sprang Julius auf. „Er ist also hier gewesen? O er ist ein braver Junge, nur ein wenig zu vornehm erzogen. Aber Herz und Kopf stehn auf dem rechten Fleck bei ihm. Ich liebe ihn, wie meine Seele. Gott gebe ihm einen guten Tag, wo er auch stecken mag! Das war der erste reiche Edelmann, Vater, der —"

Bei dem Worte erblaßte Regine, aber unbemerkt; denn bei der ersten Frage Clementinens beugte sie sich über den kleinen Schooßhund hinab, der mit ihrer Schürze spielte.

„Edelmann? Julius! wir haben ihn Herr Forstberg genannt."

„Das ist ihm Eins, ganz Eins. Ein wenig geheimnißvoll war er auch, obgleich ich in seiner Seele Grund sah, wie in einen Spiegel; aber nur mit seinem Vaterlande und seiner Familie war er es."

Regine blieb mit dem bleichen Gesicht in der Tiefe.

„Ehrlich war er, Vater, ehrlich, und hätte es den Tod gegolten. Hatte man sein Wort: so konnte man seinen Himmel drauf bauen,

hätte er auch drüber in die Hölle springen müssen.“

Da hob Regine das Haupt wieder empor. Es bebte eine schöne Freude, seit langer Zeit die erste wieder, durch ihre Seele.

„Er versprach, uns wieder zu besuchen,“ sagte Clementine.

„So könnt ihr drauf rechnen, und müßte er auf Krücken her hinken.“

Aber er kam nicht, und Regine sang mit bleichen Lippen:

„Der Liebe Leid
Dauert eine stille Ewigkeit.“

Als die Nachtigall nach dem ersten Frühling verstummte, da verstummte auch Reginens Freude, da wurde erst ihre Wange blaß, da erst bemerkten die Eltern den geheimen Gram ihres Kindes; aber die Ursach konnten sie nicht ergründen. Sie verdoppelten ihre Liebe, sie fragten Reginen in den Stunden der Erweichung. Aber sie war stumm, wie ihr Geliebter ihr befohlen hatte. Clementine hatte den Gram ihrer Schwester errathen. Das Lieblingslied, wie Regine noch mit so holdlächelnden Lippen und schmachtenden sehnsüchtigen Blicken sang: „Da trat er leis' und ungesehn, an meine Seite,“ gab Clementinen den ersten Verdacht; und als Regine

nun mit jeder wechselnden Jahreszeit die folgende Strophe mit Thränen in den Augen sang, da ahnte die Schwester, da wußte sie halb das Geheimniß.

Als Reginens Wangen verblühten, da ergriff das Mitleiden Clementinens Herz. Sie wollte ihre Schwester fragen, sie fragte sie; und Regine sah lächelnd, dann weinend die Schwester an. „Frage nicht, Clementine! Ich muß stumm seyn! Ich muß!“

Diese räthselhaften Worte setzten die liebende Schwester in Schrecken. Sie fragte nicht wieder, aber sie sann, was es doch wohl seyn möchte. Im Sommer, eines Morgens stand Clementine früh auf. Sie konnte nicht schlafen; denn sie hatte Reginen seufzen hören. Sie trat an Reginens Lager, und betrachtete die Erblaßte, in deren eben geschloßnem Auge noch Thränen standen, und betete für sie.

Da sah Clementine eine rothe Schnur auf dem Busen der Schwester. Sie hob leise das Gewand von der Brust, und unten an der Schnur hing — sie bebte, als sie es sah — ein Ring, den sie erkannte. Es war Forstbergs Ring. Da hatte sie das Geheimniß der Schwester. Sie war Forstbergs Braut; und Forstberg kam nicht wieder. Clemen-

tine wurde betrübter, als Regine es gewesen war. Sie begriff nicht, wie Regine noch leben konnte. Ihr Herz kannte bei diesem Anblicke des Ringes sogleich die Liebe, und alle ihre Quaalen, und von diesem Momente an standen ihre Augen in Thränen. Ihre Eltern waren für sie besorgter, als für Reginen. Denn Regine konnte doch zuweilen lächeln; aber Clementine fühlte den fremden Schmerz, als wäre er der eigene.

Da umfaßte die allerzärtlichste Liebe der Eltern und der Geschwister die beiden kummervollen Herzen, und gossen zu jedem Tropfen des Kummers einen Tropfen der tröstenden Liebe, so daß der Gram seine Natur verlor. Er wurde ein feiner, geistiger Genuß, unter dem nur das Leben welkt, aber nicht der Geist. Ach, sie liebten sich Alle stärker und inniger, und neben jeder Schmerzensthräne hing eine der schönsten Freude.

Das Gegenbild.

Forstberg floh nach Lübeck, und von dort in die Residenz zu seinem Vater Ehe er die Stadt und das Haus betrat, das seine schönste, seine einzige Hoffnung zu zernichten drohte, setzte er sich auf einen Gränzstein, der — wie bedeutend! — den Umfang eines alten Gottesackers von einem Wirthsgarten trennte. Er saß hier auf der Gränze des Todes und der Freude. Er wollte die Pflicht des Sohnes erst ausgleichen mit den Wünschen seines Lebens. Das war unmöglich. Er kannte den Haß seines ehrgeizigen Vaters gegen den Bruder, den seine Mutter Regine bis an den letzten Hauch ihrer Brust geliebt hatte. Das konnte der finstere Ehrgeitz seines Vaters nie verzeihen, wenn er auch über die Armuth des Mädchens hätte wegsehen wollen. Er fühlte, seines Vaters Wille war so wenig zu besiegen, als seine Liebe; und er, er mußte wählen. Er saß noch einmal auf dem Gränzstein zwischen Tod und Leben.

Aber eben das, daß er so gehorsam gegen seines Vaters Willen zu seyn immer entschlossen gewesen war, mußte ihn aufbringen. Julius wehrte sich, wie ein aufgebrachter Löwe, gegen die kleinern Blumenbande des An-

standes, der Gesellschaft. Er sagte fast immer nein; aber er war doch in schweren Dingen leichter zu einem Ja zu bringen, als dieser Jüngling, der seine Arme, seine Wünsche, sein Glück, seine Hoffnungen sogar fesseln ließ.

Er ging den Weg, den ihm sein Vater vorgezeichnet hatte, durch alle Triumphpforten der Ehre, ohne je abzuweichen links oder rechts in die wilden Lauben der raschen Fröhlichkeit; aber darum mußte er auch mehr erbittert werden, daß man ihn da fest binden wollte, wo er eben, mit Einem Schritte mehr, das ganze unermeßliche Glück des Lebens ergreifen konnte.

Er sprang wild auf. „Lieber," rief er — „will ich mit Einem Male, aus Einer Wunde, in einem gemeinen Schlachtfelde, für den Ehrgeiz eines wilden unmenschlichen Eroberers all mein Blut vergießen, als dem Unglück, dem heillosen Unglück — denn was ist heilloser, als auf der Folterleiter des Lebens angebunden liegen, keine Hoffnung erfüllt sehen, nur athmen, um zu leben, nur leben, um zu glänzen? — diesem heillosen Leben die dürftigen Stunden eines armen Vergnügens abgewinnen! „Ich könnte," rief er, und hob die Hand hoch auf — „das beschwöre ich, mein Leben zu einer Komödien-Probe machen, und

munter mitspielen, um nur ein paar Augenblicke für mich zu gewinnen, die ganz mein wären! Aber jetzt, jetzt — da ich ein höheres Leben kenne, da das Leben mir alle Ehrenkränze des Ruhms, der Liebe, des Glücks, freiwillig beut, soll ich — Himmel! für die schlechte Scheidemünze des gemeinen Lebens, das unschätzbare Kleinod des Seyns dahin geben!“ Ein schneller Schmerz schlug die Thränen des Zorns und der Liebe aus seinen Augen; und der Zorn breitete die Geierflügel immer mehr aus, und trug ihn in die wilden Klippen hoher zerstörter Felsen. Er wollte vor seinen Vater treten, und sagen: „Zerstöre lieber das Leben, das du mir gegeben hast, als meine Hoffnungen!“ Das nahm er sich vor, und er ging mit raschen Schritten zur Stadt.

Im Thore sagte ein Soldat zu einem Andern: „Ei, es war mein Vater, und für den laß ich Leben und alles!“

Diese paar Worte besänftigten den Grimm des Jünglings. Er ging noch eine Straße hin, um sich abzukühlen; dann trat er mit einem sanften Herzen in das Haus seines — Vaters.

Er traf des Bruders freundliches Angesicht, den Vater nicht. Hier in dieser Umarmung zerfloß jede Spur des Zorns. Er fühlte, wie

viel er dem Frieden des Hauses zu opfern schuldig sey. Ein halbes Glück war ja auch ein Glück. Sein alter Lehrer Bentring hatte ihn am meisten Geduld gelehrt, Theilnahme an allem Guten, es sey halb oder nur ein Viertheil. Denn was ist denn vollendet auf dieser Erde, die selbst noch nicht vollendet ist? was ganz in diesem Leben, das selbst nur der erste Athemzug seines Seyns ist? Er hatte ihn Stoizismus gelehrt gegen sich selbst, und seine Wünsche. Er hätte den feurigen Geist der beiden Jünglinge an die Fesseln der Geduld gelegt.

Julius war ganz anders. Er konnte durchaus nichts Unvollendetes leiden. Deswegen war er in seinem Studiren so unordentlich, er ließ sogleich liegen, was er nicht vollenden konnte. Ein alter Geselle, ein alter Magister, ein alter Kandidat zogen Thränen in sein Auge. So oft er auf der Bibliothek war, fluchte er, weil er sah, er konnte sie nicht auslesen. Er konnte einen Menschen hassen, der etwas neben her trieb, als Zeichnen, als Musik. Das gab manchen Streit zwischen Beiden. „Der Teufel!" rief Julius — „ich will lieber nichts seyn, als so ein polirtes Ding, an dem alle Finger, auch die Finger eines Narren nichts fühlen, als die Politur."

Dann schwieg Forstberg. Aber er war nur auf der Schauseite polirt, wie ein Mineral; die andere Seite war noch eckigt und scharf genug. Was konnte er dafür, daß er dem Julius immer die glatte Seite zukehren mußte, da der ihm immer alle Stacheln eines Meerpolypen zukehrte?

Am Abend kam der Vater. Er hielt seines Sohnes Bescheidenheit ebenfalls für Politur, seine Biegsamkeit, für noch etwas schlimmers: für Folge seiner eignen Grundsätze und seines Blutes. Er dankte dem Prediger Bentring kaum für seine Erziehung.

Der Vater redete mit dem Sohne von seiner Art zu studiren, die er lobte, von dem Glück des Lebens, wo er ihm sein eigenes Beispiel vorhielt. Er war gerührt, sehr gerührt, daß er seinen Sohn so gesund, so blühend wieder sah. Er bat ihn, sich hier wieder Blume zu nennen. „Fast bin ich das Spiel um die Ehre müde, mein Sohn. Ich habe Dienste geleistet; und der Name, den Du getragen hast, und der vielleicht das in meinem Leben ist, was ich mit dem größten Recht mein nenne, ist eine Beleidigung geworden. Man glaubt, mir keinen Dank schuldig zu seyn, und verwehrt mir, einen Dank zu nehmen, den mir das Wohlwollen eines Fremden gab.

Ich hoffe, Du sollst glücklicher seyn, mein Sohn, als Dein Vater, wenn Du unabhängiger bist von der Gunst der Großen."

Der Sohn bückte sich; denn das war mehr, als er erwartet hatte. Der Vater freute sich über die Geschmeidigkeit seines Sohnes.

Armer Sohn! Dein Vater will nur Deine Ketten wechseln, er will Dich nicht entfesseln.

Der Vater sprach viel von der Unsicherheit der Ehre und des Ruhms; destomehr aber von den Freuden des häuslichen Lebens, der Ruhe des Mittelstandes, und der Sicherheit des Reichthums.

Nach einiger Zeit mußte der Sohn mit dem Vater eine Reise nach Hamburg machen.

Auf dem Zimmer in dem Wirthshause entdeckte der Vater dem Sohn, daß er jetzt mit ihm seiner Bestimmung entgegen gehen sollte. „Die Familie, wohin ich Dich führe, wirst Du finden, ist nicht die glänzendste; aber, in ihrer Mitte wohnt ein Glück, mein Sohn, die Häuslichkeit, Einfachheit und Reinheit der Sitten, welche die Grundlage aller Zufriedenheit machen müssen."

Der Sohn sah den Vater starr an. „Wenn Häuslichkeit, Reinheit der Sitten, wenn patriarchalische Heiligkeit des Herzens, wenn die fleckenloseste Unschuld des Paradieses selbst,

dem menschlichen Glück zur Grundlage dienen muß: so mein Vater, können Sie mir nichts zeigen, was ich nicht besser gesehen hätte."

Der Vater runzelte die Stirn, ließ sich aber sehr weise auf keine Frage, wo das gewesen wäre, ein; sondern setzte hinzu: „In diesem Hause, was Dir sogar klein vorkommen wird, steckt ein fürstlicher Reichthum. Die einzige Tochter, und das einzige Kind, kennt Dich nicht. Es wird also sehr von dem ersten Eindruck abhängen, den Du auf sie machst."

Der Sohn runzelte jetzt so gut seine Stirn, als sein Vater, aber sein Vater beantwortete diese Runzeln mit den Worten: „Ein fürstlicher Reichthum, mein Sohn! zieh Dich also gut und sogar ein wenig reich an! Ein fürstlicher Reichthum, mein Sohn!"

„Der ganze Reichthum des Himmels liegt in Reginens Seele!" Das durfte der Sohn nur denken.

„Und behandle," fuhr der Vater fort — , das Mädchen mit einer höflichen Aufmerksamkeit. Der Reichthum hat seinen Hochmuth so gut als der Rang."

„Der Himmelsreichthum Reginens nicht," dachte Forstberg.

„Wüßte man," fuhr der Vater fort —

„wie reich das Mädchen wäre: der älteste Adel würde um ihre Hand werben.“

Der Sohn antwortete doch ein wenig spitz; „Ich glaube nicht, wenn er wüßte, was das Glück des Lebens ist.“

„Ein fürstlicher Reichthum, mein Sohn, und was Du so gern leiden magst, reichsbürgerliche Sitten, kein Prunk, kein Luxus!“

Sie fuhren Beide vor ein düsteres Haus. Ein kleiner runder Mann mit blitzenden Augen, über die ein wahrer Wald von Augenbraunen herab hing, kam ihnen mit einer quecksilbernen Geschäftigkeit an den Wagen entgegen.

„Seyn Sie mir, mein werthester Herr Geheimerath, mein allerliebstes Geheimeräthchen, tausend, viel tausend millionenmal willkommen. Potz hundert tausend und kein Ende, welche schöne, allerliebste, bequeme Karosse! Ich hoffe, ich denke, ich glaube, mein allerliebster, mein allerbester Herr Geheimerath, ich will noch manch liebes mal in dem Wägelchen kutschiren! und das ist der Herr Sohn? Potz hundert tausend und kein Ende, ich glaube, ich habe ihn schon hundertmahl im Traum gesehen, wenn ich von dem Glück meiner Tochter — ich bin nun so ein guter Vater — träumte. Ja, die beiden Pferdchen mögen

auch etwas Rechts gekostet haben. Dabei, sehen Sie, allerliebster Herr Geheimerath, und bester junger Herr, ist mir mein Verstand all mein Lebenstage stillgestanden, wenn ich bedenke, wie viel Millionen Wege es giebt, Geld unter die Leute zu bringen — das liebe Geld! — und wie wenig, es zu erwerben!"

Das alles plauderte das Männchen mit einer unbeschreiblichen Geschwindigkeit, warf sich dabei bald mit einem unerträglichen Stolz in die Brust, und bald war er so höflich und geschmeidig, wie ein Bedienter.

Der junge Forstberg fand sogleich, daß er ein Mäkler seyn müßte, der von unten auf gedient hatte.

Sie traten ein, in ein Zimmer, gegen dessen Einfachheit Sokrates nichts hätte einwenden können. Grüne Gardinen von Rasch, aus denen eine Wolke von Staub herabflog, wenn sie berührt wurden. Ein Schreibtisch, für den alten Herrn, mit einem festen Gitter umgeben, an dem große Hängeschlösser hingen, nahm ein Viertheil des Zimmers weg. Ein großer Spiegel, zu breit für die schmale Spiegelwand, den Mutter und Tochter erkämpft hatten, stach seltsam zu dem übrigen Geräthe ab. Noch mehr aber Mamsell Stake selbst, geputzt wie ein Hindostanischer Götze mit

reichem, aber nicht passendem Schmuck von Perlen und Edelgesteinen, von denen der junge Forstberg sogleich hätte schwören können, es wären Pfänder, die nicht eingelöst waren. Hoch im Zimmer hingen sechs Kanarienvögel, welche die Konversation besorgten und jede andere überstimmten, und ein Papapei, der immer die beiden Namen: „Dieb, Wucherer!" rief, denn ein junger Mensch, den Herr Stake ausgezogen hatte, schenkte ihn der Familie zuletzt noch. Eine Angorische Katze nahm einen Stuhl ein, ein Paar türkische, haarlose Hunde, zwei andre. Eine große Stubenuhr, deren Perpendickel gleich dem einer Thurmuhr tönte, und die alle Viertelstunde ein unmelodisches Harfenstück spielte, machte das Zimmer so geräuschvoll, daß eine Strumpfwirkerstube mit sechs Stühlen die Zelle eines Karthäuser-Klosters dagegen war.

Das Geräusch wurde noch dadurch vermehrt, daß der kleine Mann mit seinem Schnupftuche, wie mit einem Segel im ganzen Zimmer umher lief, wenn er nicht redete, und bald auf das Bauer der Kanarienvögel schlug, bald auf den Papagei, der aber dann erst recht laut: „Dieb! Wucherer!" schrie.

Auch war es nicht möglich, zuerst von etwas andeim zu reden, als von dem, wovor

man nicht reden konnte. Die Tochter behing die Bauer der Vögel mit Tüchern. Die Uhr wurde aufgehalten. Herr Stake lächelte. „Sehen Sie, mein allertheuerster Herr Geheimerath, wie es mit mir ein wenig vorwärts ging, da wollten meine Damen die Concerte besuchen. Ich rechnete Legegeld, Wagen, Kleider, die das kosten würde, und erstarrte vor der Summe. Zu der Uhr kam ich um einen guten Preis. Nun haben sie alle Viertelstündchen ein Konzert, ohne Wagen und Kleider. He! he! he! Alle Monate legen wir eine neue Walze ein. Meine Damen wollten zwar sagen, ein Konzert sey etwas anders; ich sage aber: Musik ist Musik. He! he! he! he!“

Der junge Forstberg stand gegen seinem Vater über, das Auge dreist auf seines Vaters Auge geheftet. Der Geheimerath sah den Sohn nicht an. Mamsel Stake war übrigens recht hübsch und jung; sie hatte ein ehrliches Auge, voll stiller Unschuld. Selbst die wenigen Worte, die sie sagte — denn vor dem Vater konnte nicht leicht Jemand zu Worte kommen — waren recht gut gesagt, und mit einer wohlklingenden Stimme.

Endlich ging der Vater, in seinem Beichtstuhl zu schreiben. Nun redete der Geheime-

rath das Mädchen an, und die Mutter. Hier hob der Geheimerath das Auge wieder auf seinen Sohn, und der schlug jetzt das seinige nieder. Mitten im Gespräch rief bald der Papagei aus seinem Gitter: „Dieb! Wucherer!" und der Vater aus seinem: „Allerliebster Herr Geheimerath, nehmen Sie nicht übel! Aber Essen geht vor Tanzen. Die Arbeit will gethan seyn. Ordnung ist die Seele der Arbeit. Ich könnte mir einen Faktor halten; auch sagen meine Freunde immer, liebster Herr Stakke, was matten Sie sich ab mit der Arbeit? halten Sie sich einen Faktor! aber ich antworte: Unter tausend Mark habe ich keinen. Ein Faktor, ein Komptoir, ein größeres Haus! Ein größer Haus, mehr Leute! mehr Leute ein größerer Tisch! größerer Tisch! ach, der Teufel! so thue ich alles lieber selbst."

„Ich bin nicht geizig," rief er, und der Papagei accompagnirte. „Sehen Sie!" Er kam aus seinem Vogelbauer wie ein Stoßvogel heraus, und nahm seiner Tochter Arm. „Die Perlen, jede Schnur, gering taxirt, achthundert Mark, das Halsband, die Ohrenringe zweitausend. Niemand trägt bessere. Sie gehörten einer russischen vornehmen Dame, und waren ein Geschenk der Kaiserin Majestät, à jour gefaßt, große Brillanten! Was meinen

Sie dazu? Und die Brillantnadel! der Teufel! das kostet etwas."

Er flog wieder in seinen Vogelbauer. „Dieb! Wucherer!" schrie der Papagei hinter ihm her.

Das war die erste Visite. Der Geheimerath wurde auf den andern Mittag eingeladen. Sie gingen.

Auf dem Zimmer im Wirthshause stand der Sohn muthig da, der Vater ein wenig verlegen.

„Ich sehe," sagte der Vater — „Du wirst viel zu sagen haben."

„Die Sache, lieber Vater, scheint mir zu lächerlich, als daß ich glauben könnte, es wäre Ihr Ernst."

„Was hast Du an der Tochter deshalb auszusetzen, frage ich."

„Das sie die Tochter eines solchen Vaters ist!"

„Wenn Du das Mädchen liebtest, und ich machte Dir diesen Einwurf — sey wahr, mein Sohn! — Du würdest sagen: was kann die Tochter für den Vater?" Der Sohn schwieg; denn der Vater hatte Recht.

„Aber ich liebe das Mädchen nicht," sagte er nach einer Pause.

„Das greift meine Frage nicht an. „Was

hast Du an der Tochter auszusetzen? Sie ist hübscher, als ich dachte."

„Darüber darf nicht Ihr Auge urtheilen, mein Vater."

„Gut, so rede Du selbst! — — Und wie ungerecht Du bist! Tristram Shandy gefiel Dir so; sieh, hier stehst Du auf einmal in dem Hause eines Humoristen."

„Mein Vater!" rief Forstberg, der es nicht leiden konnte, wenn sein Vater das Edle mit dem Gemeinen zusammen warf.

„Der Vater," fuhr der Geheimerath fort — „ist ein wenig seltsam, aber wahr, wahr, wie das ganze Haus."

„Das gesteh ich, besonders der Papagei."

„Auch der, mein Sohn, auch der, ich will es zugeben, Du wirst den Reichthum des Mannes edler gebrauchen, und so wäre es ja gut, gut, daß sich alles so trifft. Ich muß das noch einmal wiederholen, mein Sohn! Der Mann hat ein fürstliches Vermögen, und seine Tochter ist seine einzige Erbin. Das Mädchen — sträube Du Dich, so viel Du willst — Das Mädchen ist unverdorben; ich möchte sagen, sie muß ein Edelgestein seyn, daß sie in diesem Hause nicht allen Glanz verloren hat. Die Mutter eine brave, ehrliche Frau, Ein fürstlicher Reichthum, mein lieber

Sohn, dessen Umfang ich zufällig kennen lernte. Wüßte es die Welt: Du würdest sehen, daß Grafen das Mädchen nicht zu schlecht finden würden."

„Den Reichthum des Vaters, wollten Sie sagen."

„Wie Du willst! Aber brächtest Du mir das Mädchen, mein Sohn, ohne den Reichthum des Vaters: ich könnte selbst gegen das Mädchen nichts haben."

„O mein Vater! ich will Ihnen einen Engel vom Throne Gottes bringen! einen Engel aus einem Paradiese!"

„In der That, Sohn, das hätte ich jetzt nicht erwartet. Laß uns davon schweigen! Besuche das Haus des Herrn Stake! lerne das Mädchen kennen! und hast Du nach einem langen Umgange etwas Erhebliches gegen das Mädchen: so sey die Sache abgebrochen! aber ich will nicht, daß die Thorheit mir sage: ich kann nicht! oder der Eigensinn: ich will nicht! Du bist mir theuer, mein Sohn, zu theuer, als daß ich Dich täuschen möchte. Aber hätte ich das Mädchen aus ihres Vaters Hause weggenommen, hätte ich sie zwei Monate lang der Frau von Bauer gegeben; hätten Tanz-, Musik- und Sprachmeister, und ein junger Inkroyable an des Mädchens Fuß, Hand,

Zunge und Köpfchen ein paar Monate gearbeitet; hätte Dich dann ein Zufall, der sich machen ließ, zu dem Mädchen in eine Geisblattlaube geführt, wo sie, in ihren Shawl gewickelt, wie eine Bildsäule in ihr nasses Gewand, einen Dichter auf dem Schooße, die Guitarre am Busen, in einer kunstreichen, zierlichen, verführerischen Stellung hingegossen, Dich erwartet hätte; hätte sie Dir ein Dutzend Modeworte, vom gemeinen prosaischen Bürgerleben, von der göttlichen Romantik und so weiter vorgeplaudert, dir ein Liedchen gesungen aus einer spanischen Novelle, das Morgenland das Vaterland der Erhabenheit genannt: so hätte sie Dir ein Engel des Paradieses geheißen. Ich denke, mein Sohn, Du wirst ihr diese beiden Monate Kultur schenken oder nachgeben."

„Mein Vater, Sie werden mich nicht so sehr verkennen."

„Nein, mein Sohn, darum eben durfte ich mit Dir so reden. Lerne das Mädchen kennen, und dann — laß uns weiter reden!"

Das war viel zugegeben; aber Forstberg wußte doch schon voraus, wie wenig das war, und er mußte es annehmen.

Sie aßen den andern Tag da. Mitten aus der Aermlichkeit des frühern Lebens blickte der

Reichthum und die Großthuerei des Vaters hervor. In silbernen Schüsseln lagen ganz gewöhnliche Gerichte. Der Tisch war, wie eine Silberbude, mit Silber besetzt, das nicht zusammen gehörte, und die Stühle waren mit Leder beschlagen. Das Mädchen war wieder wie ein Götze herausgeputzt; aber sie wußte es nicht. Sie sah keinen Uebelstand darin, und doch klang das, was sie so einfach sagte, recht gut. Die Güte ihres Herzens leuchtete in der That aus jedem Worte hervor. Forstberg war höchst formell gegen sie; indeß man gab den jungen Leuten Gelegenheit, allein zu seyn; und in diesen Augenblicken wurde das Mädchen so ängstlich, als hätte sie mit jeder Minute die Erklärung des jungen Mannes zu erwarten.

Der alte Herr Stake saß unterdessen mit dem Geheimerath in seinem Vogelbauer, und sie machten die Heirathsartikel richtig. Herr Stake erklärte sich zu einer größern Mitgabe, als der Geheimerath es von seinem Geize erwartet hatte. Die Mutter war, der Geheimerath wußte nicht, wie. Sie nahm einen recht mütterlichen Antheil an dem Glück ihres Kindes, und doch war sie ängstlich und besorgt.

„Rasch! rasch! lieber, schönster Herr Ge-

Suschen aber flog in ihres Vaters Arme, und rief: „Mein Vater, lassen Sie doch schreiben! Er ist mein!“

Der Geheimerath lächelte. Diese Weisheit hatte er hinter seinem Sohne nicht gesucht. Er warf ihm einen triumphirenden Blick zu, den aber der Sohn nicht beantwortete.

Stake sprang aus einer Ecke in die andere, über den verdammten Artikel; aber es half nichts. Er mußte ihn bewilligen Man unterschrieb. Man siegelte. Forstberg nahm Suschen in seine Arme. Sie weinte an seiner Brust. Der Geheimerath war zum erstenmal so vergnügt, daß er dem Champagner des Herrn Stake recht zusprach.

Susanne und Forstberg saßen in dem Fenster allein. „Sie trauen mir doch?“ fragte er wieder.

„O vollkommen, vollkommen! aber mich dünkt, Sie erschweren mir dadurch den gehofften Sieg.“

„Wenn Sie des Sieges gewiß sind, nicht; und des Sieges müssen Sie gewiß seyn. Ich traue Ihnen alles, Susanne! alles! alles! denn ich muß halten, was ich meinem Vater versprach. Er ist nicht zu bereden. Sie sollen auch mir trauen!“

Bayerische Staatsbibliothek München

Forstberg sah voraus, wozu sich dieser Artikel in der Zukunft gebrauchen ließ.

Stake hatte den verdammten Artikel über seiner Vaterfreude vergessen. Er trank, mit Allen einzeln, mit dem Gevatter, mit dem Geheimerath, mit seiner Frau, mit seinem Schwiegersohn, mit seiner Tochter; und der Wein machte ihn so großmüthig, daß er die Mitgabe seiner Tochter wieder vermehrt haben würde, wenn der Gevatter ihn nicht immer gezupft, ja endlich derbe Schläge mit der Faust in den Rücken gegeben hätte.

Herr Stake war ein ganz anderer Mann geworden. Forstberg ging, mit einer großen Achtung gegen Susannen erfüllt. Der Geheimerath war glücklich, wie ein König. Er hielt zu Hause seinem Sohne Lobrede über Lobrede, die dieser aber mit einer großen Kälte anhörte. „Fester ist keine Verbindung geschlossen, als diese," so schloß er.

„Das wird sich zeigen!" sagte der Sohn. Dem Sohn wurde bewilligt, ein Jahr auf Reisen zuzubringen. Forstberg nahm Abschied von Susannen, und er ging nach England. Susanne sagte jedesmal von ihm, wenn die Rede auf ihn kam: „Der edle Mann!"

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Hier bin ich wieder, Roger, ohne etwas gesehen zu haben, als die Küste von Femern. Auf dem Wege nach dem Hafen trat Julius an meine Seite, und sagte mit finstern Blicken: „und Amalia? liebster Capitain, Amalia? Von der andern Seite lispelte mir Clementine zu: „Wenn ich nur Reginen wieder finde, theuerster Vater!" Mein Willem, der, ich weiß nicht, wie, der Vertraute aller Welt ist, hatte große Lust, mit Julius so ein Stück in die Welt hinein zu laufen, um die verwünschte Prinzessin suchen zu helfen.

So kamen wir endlich im Hafen an. Ich bewies Julius, daß, wenn die Vorsehung mit in seinen närrischen Handel verwickelt sey, England so gut wäre wie Deutschland; und Willem wurde ruhig, da er das Meer sah, und die frohe Geschäftigkeit des Ladens; da er das Schwirren der Seegel hörte, und das Hurra seiner Kameraden.

Wir segelten ab mit dem schönsten Winde. Wie wir Femern im Gesicht hatten, setzte sich der Wind in Nordwest, und so steif, daß wir nach Warnemünde kamen. Dann ar-

beiteten wir wieder mit dem Landwinde vorwärts; aber da nahm uns ein toller West stürmend auf seine Flügel, und nach fünf Tagen dankten wir Gott, daß wir wieder in Travemünde auf festem Boden standen.

Das Meer hatte mein Mädchen gar nicht freundlich empfangen; aber sie war eine Heldin, trotz Sturm und Seekrankheit. Indeß als sie wieder auf festem Lande stand, da umfaßte sie den ersten Baum, sie küßte ihn, und sagte: „Regine!" Julius bewies mir nun, daß der Westwind klüger wäre, als er und ich, und schwor, er wollte nicht eher wieder an etwas anders denken, als bis er das Mädchen gefunden hätte, das er liebte. Mein Willem, der Europa für ein Inselchen hält, und nichts größers kennt, als das Meer, behauptete, er wollte sie in vier Wochen finden.

Kurz, meine ganze Familie war im Aufruhr begriffen, und ich gab lachend nach. Julius und Willem machten sich auf, das Mädchen zu suchen, und ich fuhr mit Clementinen nach Dünhof.

Als der Wagen vor dem Hause hielt, stürzte Regine aus dem Hause, sah uns befremdet an, und empfing uns mit einem Seufzer. „O," sagte Clementine, die Hände zusammen faltend — „ist es so weit gekommen?

so weit? O, so erbarme sich Gott unser!“ Sie schloß die Schwester in ihre Arme. Regine that es mit einer Apathie, die mir auffiel.

Mein Bruder empfing mich seufzend, und warf seine besorgten Blicke auf Reginen.

Da brach ich denn durch. Ich fragte Clementinen: „Was ist Reginen?“ Sie sah mich zweifelnd an. „Laß mich rathen! Es ist etwas mit Forstberg!“ Sie fing an zu schluchzen. „Sie ist seine verlobte Braut,“ sagte sie, mir mit des Schmerzens höchster Bekümmerniß um den Hals fallend.

„Verlobte Braut?“ rief ich, und in meinem Busen erhob sich der Freude reinste Empfindung, daß das harte Schicksal einmal zwei Herzen mit einander zu versöhnen versprach. „Verlobte Braut? nun denn? Was ist da zu jammern?“

„Er kommt nicht wieder, lieber Vater!“

„Weil er zu thun hat, weil er nicht kann, weil er irgend wo gefangen sitzt, in den Fußblöcken des Schicksals. Oder — begreifst Du denn nicht — aber —“ ich lief hinaus zu den Eltern ins Zimmer, und da saß Regine, wie eine Parze an ihrem Spinnrade, mit dem bleichen, hoffnungslosen Gesichte, und spann ihren Faden.

„Was es ist, will ich Dir sagen, Blume," — denn, Roger, ich nenne mich mit der ganzen Familie Du! — „es ist nichts, als eine Freude mehr für Dein Leben. Denn Regine liebt den jungen Forstberg, und ist seine Braut. Da habt ihr, zum Teufel! die Zuthaten zu einem Hochzeitstage, also, zu einem rothen Tage im Kalender."

Reginens Faden riß, sie schlug das Auge nieder, sie erblaßte noch mehr. „Ach Gott! ach Gott!" rief sie sanft.

„Ach Gott! ach Gott!" rief ich — „ich knie am Throne deiner Barmherzigkeit, und danke dir für deine Vaterliebe."

Die Eltern standen erstaunt da, sahen mich, sahen Reginen an. Ich fuhr fort: „Seht! nun nicht alles gleich nach dem Köpfchen da gehen will, wie sie sich es in kindisch verliebten Träumen berechnet — nun die Nachtigall nicht, wie es heißt, gerade den funfzehnten April ihr Brautlied an zu schlagen fängt, nun hängt die das Köpfchen, und meint, die Nachtigall kommt gar nicht."

„Braut von Forstberg?" fragte der Vater, und Regine war aufgesprungen, und lag an seinem Busen, mit einer süßen Ohnmacht ringend, die aber mein Herz umwendete.

„Ja, Braut von Forstberg! und wenn

er nun kommt, der treue, edle Junge, der jetzt irgendwo angeschlossen sitzt, an eines Vaters tyrannischem Befehl, oder an einem Sack mit einer Million Mark, oder auch wohl an gar nichts, weil er auf Reisen ist, — wenn er nun kommt, und hofft da ein paar Brautwangen zu finden, auf denen Liebe und Sehnsucht den schönsten Purpur verbreitet haben, und findet die bleichen Wangen des Mißtrauens an seiner Treue und an seinem Edelmuth: so wird er sagen: „Regine, ist das die Morgengabe deiner Liebe, deines Vertrauens gegen mich? Galt dir das Wort eines edeln Mannes nicht mehr?“ — Und in seiner Brust wird ein Geschwür auffahren, das an der edelsten Kraft seiner Seele fest eitern wird. Sieh du thörichte, verkehrte Jungfrau! wenn nun, wie im Evangelium steht, der Bräutigam kommt, und du sollst ihm entgegen gehn mit des Lebens, mit der Freude hell brennenden, leuchtenden Fackel: so —“

„O schone ihrer, Honorius!“ rief mein Bruder, der sah, wie sie blasser wurde.

„Wenn er nun statt der aufblühenden, im Freudenthau gebadeten, Rosenknospe, die hängenden Blätter findet — denn er ist ein Mensch, Blume, ein Mensch —“

„O schone ihrer! schone!“

„Wenn er nun statt des muthigen Herzens, das die Leiden des Lebens ihm tragen und versüßen soll, statt der frohen Laune, warum er sie liebte, eine kranke, hohläugige, seufzende Thörin findet, die an ihrem Grame, an ihrer zerstörten Gesundheit allein genug zu tragen hat — er ist ein Mensch, sage ich —"

Da fiel sie in meine Arme, und rief: „O mein theurer Herr Capitain, ich beschwöre Sie, hören Sie auf! Sie haben Recht. Ich will mich bessern." Da schlossen wir Alle sie in die Arme.

„Aber er ist ein Edelmann," sagte der Vater mir heimlich.

„Ach, wenn er nicht von Forstberg hieße!" meinte die Mutter. Clementine sah mich wohl ein wenig ängstlich, aber doch freundlich an. Regine schwamm hoch über den Wolken. Meine Versicherung, er werde wieder kommen, hatte sie erhoben. Sie sah ihn schon, sie flog ihm schon entgegen. Eine blasse Röthe legte sich auf ihre Wange, die Thräne stand, das Auge fing an zu funkeln.

„Ich gebe Dir mein Wort, Regine: er kommt wieder!"

Ich verließ mich bei dieser Versicherung auf Julius Beschreibung seines Charakters, auf seines Bruders Edelmuth, auf den Himmel

selbst, der die beiden Kinder der feindlichen Brüder, Reginens Sohn und ihres Geliebten Tochter, zusammen bringt. Doch bin ich da nicht gerade wie Julius, den die Vorsehung auch mit seiner Hebe zusammen half, und die nun verschwunden ist?

Nun erzählte denn Regine ihren Liebeshandel. Wie das Herz ein seltsames Ding ist! Die jungen Leute haben kaum hundert Worte gesprochen; und nun passiren Küsse; und nach den Küssen ein recht ordentliches Verlöbniß mit Handschlag und einem Ring, den das Mädchen auf dem treuen Herzen trägt. — Der Ring hat Clementinen die Sache verrathen.

„Ih! zum Henker!" rief ich — „Hättest Du einen andern Zeugen, als da den stummen Knaben bei Deiner Verlobung gehabt: so wäre die Sache ja recht in der Form. Ich machte ihnen die Sache recht leicht; denn ich wußte ja, warum er nicht hier seyn konnte. Aber das Jahr seiner Reise war meist um, hatte mir der Bruder gesagt, und dann — dann —"

Sieh, sagen darf ich nicht, was ich weiß, daß dieser Forstberg Reginens Sohn, des hartherzigen Bruders Sohn ist. Das würde sie Alle ängstlich machen; denn sie haben Alle einen entschiedenen Abscheu gegen den Geheime-

rath und seine ganze Familie. Mein Bruder zittert, wenn nur sein Name genannt wird; denn er ist von dem unversöhnlichen Hasse seines Bruders vollkommen überzeugt.

Ich wollte ein wenig einlenken, die Zukunft vorbereiten; aber vergebens. Mein Bruder erzählte mir einige kleine Begebenheiten, die freilich wohl seinen Behauptungen Recht gaben; aber ich bin meiner Sache gewiß, denn Alexander ist mit Reginen verlobt durch Kuß und Ring, und so trotze ich der Zukunft! — Guter Gott! höre die letzten Worte nicht! Ich armer, sündiger, schwacher Mensch will nur auf den Knieen flehen, daß die Zukunft sanft an unsern Herzen vorübergehe.

Uebrigens ist Regine wieder auf den Füssen, wie eine Katze. Bei meinen Vorstellungen, daß er auf Reisen seyn könnte, erinnerte sie sich auf einmal, auf einmal, mit einem Freudengeschrei und einem Ehrensprunge, daß er ihr, als sie das Meer ihm durch die Weiden zeigte, gesagt hatte, er würde es bald kennen lernen, das Meer. Dann erinnerte sich der Vater, daß er von England gesprochen hatte, was er bald kennen lernen würde.

„Mein Gott!“ rief Clementine — „weißt Du denn nicht, Regine, wie er uns sagte, wenn er auf der Terrasse von Wind-

sor stände, wollte er an uns und an Dün-
hof denken?"

Da flogen die guten Menschen mit ausgebreiteten Armen zusammen, und es wurde nun feierlich beschlossen, daß er in England sey. Wir tranken seine Gesundheit, und Regine erbot sich ganz leise, wenn Clementine nicht mit nach England möchte, so wolle sie mich begleiten.

Aber Clementine, die noch mit Schrecken an den Sturm bei Femern dachte, vergaß jetzt alles. Die Reise nach England kam aufs neue zur Sprache. Regine mußte indeß zu Hause bleiben; denn er konnte ja, während sie ihn in England suchte, kommen; aber die Reise nach England wurde aufs neue beschlossen.

Alles fühlte neuen Muth. Die Liebe stieg, das Glück stieg. Ehe ich abreiste, blüheten Reginens Wangen wieder.

Seit drei Tagen bin ich wieder hier, und warte auf Briefe von Julius. Dieses Mal will ich von Hamburg in See gehen, um alle Gefahr zu vermeiden. Schreib, sende mir die letzten Nachrichten aus Holland, und bleib gesund!

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Ich hörte hier in Lübeck einmal eines Vormittags einen alten, würdigen Prediger. Er bewies mit großem Eifer, die Hand der Vorsehung müsse dem Menschen sichtbar seyn zum Trost des armen Lebens. Nachmittags trat ein junger Mann auf, auf eben der Kanzel, und erwies seiner Gemeine, die Hand der Vorsehung könne die menschlichen Schicksale regieren, aber sie müsse völlig unsichtbar bleiben, um des Menschen Muth und Selbstständigkeit zu erhalten.

Es war etwas lächerliches in dem Vor- und Nachmittag, das auch von vielen Zuhörern bemerkt wurde. Auch Clementine bemerkte es. Es hatte sie beunruhigt, daß zwei brave Männer, so berühmt wegen ihrer Frömmigkeit und wegen ihrer Kenntnisse, auf solch einem handgreiflichen Widerspruch gefunden werden konnten.

„Sieh," sagte ich — „Clementine, da hast Du den Glauben und die Erfahrung. Tief in unserer innern Seele liegt eine andere Welt, über die Gottes Hand ausgestreckt liegt, strafend und lohnend. Wenn die Sehnsucht mich ergreift nach dem Ewigen: so muß der

Vorhang vor dem Allerheiligsten weggezogen seyn. Ich muß die ewige Liebe, die allmächtige Heiligkeit auf dem Thron der Welt erblicken, um an ein ewiges Daseyn zu glauben, an die Tugend, an Gott! Aus dieser reinen, überirrdischen Quelle fließt die Religion, der Glaube, die innere unsichtbare Welt, die Engel, die Geister, die Ewigkeit. Die Erfahrung lehrt anders. Hier wallten nichts als die Gesetze unsers Nachdenkens, der Klugheit. Der Mensch ist sich sein eigener Gott. Sein Arm muß den Szepter der Allmacht führen, muß dem wälzenden Rade des blinden Schicksals in die Speichen greifen. Die Vorsehung ist nichts als ein Rechenexempel, das Schicksal ein Würfelwurf, oder eine Wirkung aus todten Ursachen, welcher der Mensch die Brust voll Muth, die Stirn voll Licht entgegen setzen muß, um das überall Verderbliche unschädlich über sein Leben wegzuführen. Sieh, Clementine, darum läugnet der Jüngling die Vorsehung als sichtbar im menschlichen Leben, weil er noch Muth hat, den harten Kampf mit dem Schicksal, mit dem Bösen, durch sich selbst zu führen; der Greis hingegen, der das Leben mit allen seinen tausend verfehlten Planen, mit allen vergessenen Schmerzen hinter sich hat, richtet das Auge und die

Seele auf die ewige Liebe. Er will ja selbst nichts mehr in dem Leben. Vergebens kämpfte er gegen Geschick und Sünde; seine Sehnsucht treibt ihn über das Grab hinaus. Er flieht zum Allerheiligsten Gottes; eine Wolke, nicht die Herrlichkeit Gottes erfüllt das Heilige, und dennoch betet er an.

Clementine umarmte mich. „Ist's nicht auch so mit den beiden Urwesen der Perser, wie Julius sagt, dem Guten und dem Bösen?" fragte sie.

„Du hast mich begriffen, Clementine. Darum sey ruhig! Wir leben ein doppeltes Leben, ein geistiges und ein irrdisches. Der gute Mensch ist demüthig und muthig. Clementine, Du wirst tugendhaft seyn: welcher Meinung Du auch wärst."

Ich sann die Nacht darüber, Roger. — Und am andern Morgen pochte es an meine Thür, und der jüngste Forstberg trat in mein Zimmer. Leopold heißt er. Ich denke, ich habe Dir das geschrieben.

Er trat mit einer großen Herzlichkeit auf mich zu, faßte meine Hand, sah mich freundlich an, und sagte: „Sehen Sie, Herr Capitain! die Liebe, ich möchte sagen, eine überirrdische Gewalt führt mich wieder zu Ihnen.

Ein Schicksal, dem ich nicht widerstehen kann, könnte ich sagen."

Und mir, Roger! wars bei diesen Worten, als riefe eine Stimme mir zu: „Ich! das Schicksal! wie in Spanien der König sagt: Ich, der König!" Und nun wars mir, als ständen alle himmlischen Mächte mit mir im Bunde, ich könnte so das Rad des Geschicks werfen hiehin, dahin, wie der Knabe seinen Tonnenreif, den er mit seinem Stäbchen forttreibt, als wäre ich Herr der Kugel Fortuna's.

Ich hatte mir ein Haus gemiethet, reich und groß, und geschmackvoll meublirt; denn Clementine sollte die Königin des Hauses seyn. Ich wollte, sie sollte ein wenig den Ton der Welt fassen. Ich sah also Gesellschaft. Clementine hieß meine Tochter, — Mamsel Bloem. Ich hatte sie einmal für allemal gebeten, dieses Verhältniß als Vater und Tochter unter uns bestehn zu lassen. Denn alle Augenblicke mußten entweder sie oder ich eine weitläuftige Relation abstatten, wie sie zu mir, wie ich zu ihr gekommen war. Sie war also meine Tochter.

„Lieber Herr Blume," sagte ich zu dem jungen Menschen — „ich hoffe, Sie werden mich öfter besuchen."

„Recht oft, liebster Capitain, recht sehr oft.“

„Desto besser. Aber es könnte leicht der Fall seyn, daß Sie Ihren Cousin, Julius Blume, bei mir fänden, und so wollte ich Sie bitten, eben die Vorsicht zu gebrauchen, die Ihr Bruder gebrauchte, Ihren Namen zu verbergen. Ich habe einen vertrauten Freund, der Roger heißt; erlauben Sie, daß ich Sie unter diesem Namen in meine Familie einführe.“

Er lächelte und sagte Ja. Ich fragte nun, ob er seinem Oheim die Sachen gesendet hätte. Noch nicht, war die Antwort. Er hatte keine Manier finden können, das Geschenk anzubringen, ohne daraus ein bitteres Gefühl der Armuth für seinen Oheim zu machen. Du glaubst nicht, wie wohl mir die Zartheit dieser Besorgniß gefiel.

Clementinen, die in ihrem Zimmer Unterricht hatte, sagte ich nur im Vorübergehen: daß der Sohn meines Busenfreundes auf ein paar Tage bei mir wäre. „Er gehört,“ setzte ich freundlich hinzu — „mit Leib und Seele zu uns! Ich bitte dich, empfang ihn wie eine Schwester.“

„Wie Ihre Tochter, mein Vater,“ sagte sie, meinen Ausdruck verbessernd. Ich drückte

sie an meine Brust. Ich ritt nun mit dem jungen Herrn ein paar Stunden im Felde umher, und je tiefer ich in seine Seele drang, desto reicher wurde der Erzgang der edelsten Tugend, den ich entdeckte.

Sich, wie ein Kind athmete ich vor Vergnügen laut auf, wenn ich daran dachte, welch einen Eindruck Clementine auf meinen jungen Herrn machen mußte, und welchen er auf sie!

Der dreimonatliche Unterricht, den ich ihr von den größten Meistern hatte geben lassen, konnte ihren edlen Geist nicht höher heben; aber er hatte ihn doch ausgeschmückt. Ich war meines Sieges recht eigentlich gewiß. Das Schicksal führte ihn zu mir, um das übellautende Getön der Vergangenheit in den süßesten Wohlklang der Liebe aufzulösen. Leopold neben mir mochte wohl seine eigenen Gedanken über den Capitain Honorius Bloem haben; denn bald gallopirte ich, wenn ich an die Stunde dachte, da ich vor meinen hartherzigen Bruder hintreten würde, die beiden Paare an der Hand, seine beiden Söhne und seines Bruders Töchter; bald ritt ich im langsamen Schritt, wenn ich dachte, was alles noch das Schicksal dazwischen werfen könne. Dann

reichte ich ihm die Hand vom Pferde, und hätte ihn gern umarmt.

In vollem Gallop sprengte ich endlich in die Stadt, als Clementinens Stunden vorüber waren.

Ich führte ihn in den Saal, und ließ Clementinen sagen, zu uns zu kommen. Ich stand mit ihm am Fenster, den Flügelthüren gegenüber. Da öffnete sich die Thür, und sie trat ins Zimmer. Ich hatte meinen Mann, dem ich die Angel hinwarf, im Auge. Er bückte sich gegen sie mit tiefer Ehrfucht. „Meine Tochter!" sagte ich.

„Mein gnädiges Fräulein," hob der junge Mensch bestürzt an.

„Pah! Pah!" rief ich — „Was Fräulein? Mein Sohn, Roger! Clementine heißt sie, und Mamsel Bloem für andre." Er verbeugte sich wieder, sie auch. „Kind," rief ich ungeduldig Clementinen zu — „er ist ja der Sohn meines Busenfreundes."

Da öffnete sie mit einem holdseligen Lächeln die frischen, feinen Lippen, und sagte mit der klingenden Silberstimme: „Mein Vater liebt den Ihrigen so zärtlich, daß die Tochter fast ein Recht an die Freundschaft des Sohnes hat."

Das war denn artig, und er antwortete

mit einer neuen Artigkeit darauf, und sie wieder, und er wieder, und ich sagte zuletzt: „Laßt nur seyn, Kinderchen! das ist fast noch schlimmer. Ihr werdet Euch wohl kennen lernen, ohne daß Ihr über Recht und Unrecht zu komplimentiren habt.“

Ich machte mit meinem Treiben nichts, als daß beide kalt und fast stumm gegen einander wurden.

Am Tische verbesserte ich dann mein Benehmen. Ich gab Clementinen Gelegenheit, zu reden, und ach! sie redete sehr schön; doch nur fast mit mir. Mein junger Herr hatte die Augen auf seinen Teller geschlagen, aber sein Gesicht war der Wiederschein ihres Gesprächs. Diese stumme Bewunderung war mir dann wieder zu wenig. Ich goß daher eine Flasche Champagner, wie Oel in die unter der Asche brennende Flamme. Seine Augen leuchteten, da er mit ihr anstieß; denn sie trank ebenfalls ein paar Tropfen.

Mehr trinkt sie nicht seit der lustigen Küche, da ich zum erstenmal in Dünhof war.

Aber weiter als zu den paar leuchtenden Augen brachte ich es nicht. Ich fing mich schon an heimlich zu fragen: „Fehlts dem Burschen an Auge, oder an Ohr, oder an Herz?“ Nach Tisch aber, da sie hinausge-

gangen war, schoß der junge Mensch auf mich zu, und fiel mir so bestürzt und so dringend um den Hals, als hätte er rufen wollen: „Gib mir deine Tochter!“ und in demselben Augenblick ließ er mich eben so ohne alle Erklärung wieder los, und sagte: „Ich wünsche Ihnen eine gesegnete Mahlzeit!“

„Angebissen!“ dachte ich, und ging auf Springfedern zu Clementinen, um ihr zu sagen, daß wir den Nachmittag ihm noch ein paar Gesänge mit ihrer schönen Stimme als Angel hinlegen wollten; aber die Kleine fiel mir um den Hals, legte das Köpfchen an meine Brust, und in dieser kindlichen, zärtlichen Stellung las sie mir ein Kapitel über die Rohheit der Männer, über das weibliche Gefühl der Weiber, so ernst, daß ich schwor, ich wollte die Natur ihr Spinnengewebe der Liebe selbst machen lassen, ohne mit meiner groben, rauhen Hand Löcher hineinzureißen, und so ließ sich Clementine den ganzen Nachmittag nicht wieder sehen.

Mein Mann wollte in ein Wirthshaus. Das ging nun nicht. Wie konnte ein Mensch mit Deinem Namen, geliebter Roger, unter einem andern Dache wohnen, als unter meinem? Clementine mischte sich nicht in die-

sen Streit. Der junge Mensch mußte nachgeben.

Nach Tisch trat ich wohl zehnmal mechanisch an das Fortepiano, und griff ein paar Akkorde; aber ich schlich mich leise wieder davon; denn mir fiel die Predigt der schönen Lippen wieder ein. Der Bursche war nun auch so hölzern geworden, wie ein Grenadier in Reih und Glied. Er fragte nicht einmal, ob Clementine musikalisch wäre.

Clementine ging, so bald es sich thun ließ, und nun trat der Junge an das Instrument, und spielte meisterhaft, und endigte mit einem Adagio, in dem man recht deutlich Amors Flügel rauschen hörte. Wir redeten dann; aber er fragte mit keinem Worte nach Clementinen. Ich warf mich erbittert auf mein Lager.

Am andern Morgen hielten wir nun Rath, wie Uhr und Dose mit den Banknoten nach Dünhof zu bringen sey. Es lag mir nichts daran, aber es lag meinem Neffen daran. Wir packten die Sachen ein, mit einem Briefe von einem Kaufmann Horn, der die Sachen von dem seligen Brackenbusch für meinen Bruder Ferdinand wollte erhalten haben. Der Brief war gut. Die Erfindung wahrschein-

lich. Die Sachen gingen ab, und Leopold hatte eine ganz ungemeine Freude.

Wir aßen zusammen. Nach Tische drang ich in Forstbergen, zu spielen. Er spielte, dann auch Clementine. Sie that es, da ich kaum den Mund öffnete. Sie sang, schlechter als jemals; aber doch drangen die himmlischen Töne wie Pfeile in seine Seele, und die Wirkung war, er wollte fort, als sie geendigt hatte.

Er ließ sich nicht halten. Er fiel mit einem wilden Ungestüm an meinen Hals, dann beugte er sich tief vor Clementinen. Er wollte etwas sagen, dünkt mich, aber es blieb bei der stummen Verbeugung. Er ging, und Clementine sagte von ihm nichts weiter, als: „Er spielt sehr schön, mein Vater!“

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Zieh alle Flaggen auf, liebster Roger! denn erstlich, siehst Du, habe ich meinen alten Busenfreund in diesem Südmeere des Lebens wieder aufgefunden, und zweitens ist meines Bruders Sohn, Leopold, bis über die Ohren

verliebt in Elementinen, und Elementine sitzt wie ein brütendes Täubchen so still, und schaut mich bald mit dem einen Auge, bald mit dem andern an, und will doch nicht fragen: „Kommt Roger nicht bald wieder?“ Und drittens oder viertens ist der Teufel los, oder, Gott verzeih mirs! die Freude ist aus allen Kanälen und Luftlöchern hervorgedrungen.

Leopold hatte mir beim Abschiede gesagt, daß er von Lübeck nach Grünau wolle, um ein Gut dort zu besehen, was er für seinen Vater kaufen soll. Ich besuchte ihn dort, um zu wissen, wie ihm Elementine gefallen hätte. Die Heftigkeit, womit er mir um den Hals fiel, als er mich erblickte, und nun das seltsame Geschwätz, das er mir hielt, ich hätte ihn den Sohn meines Busenfreundes genannt, ich hätte ihn meinen Sohn sogar genannt — dieß Geschwätz sagte mir genug. Er führte mich umher, besonders in einem sehr reizenden Lustwalde, wo man unter lauter alten Eichen nach und nach in die Höhe steigt, bis man auf einmal hinter zwei Eichen hervortritt auf die äußerste Spitze der Höhe, und nun auf einmal den Ratzeburger See vor sich liegen hat. In der That, Roger! ein überraschender Anblick.

„Der Henker!“ rief ich — „das müßte Clementine einmal sehen! das muß sie sehen!“

Es war das erstemal, daß der Name unter uns genannt wurde. Er trat mir einen Schritt näher, vor Freude erröthend; aber doch schwieg er. Er machte mich nun aufmerksam auf die schöne Gegend, auf die reizenden Ufer des Sees.

„Das muß sie sehen. Sie können uns doch hier ein Mittagsbrod geben, lieber Freund?“ fragte ich — „Morgen?“

Er flog mechanisch in meine Arme, und wollte umkehren, um Anstalten dazu zu treffen. Ich sendete meinen Wagen zurück, mit einem Billet an Clementinen. Sie wußte nicht, daß Leopold in Grünau war. Wir machten noch eine Jagdparthie bis auf den Abend spät, mehr um die schönen Forste zu durchstreifen, als des Wildes wegen.

Er sah heute von dem Gute nichts; aber ich fand, daß es eine sehr schöne Besitzung war. Ich beschloß, sie zu kaufen, wenn mein Bruder den Gedanken wieder aufgäbe, was ich vermuthe, da Käufer und Verkäufer zu weit aus einander sind in ihrer Schätzung des Werths. Ich bauete also schon im Gedanken, pflanzte, ordnete; mein Begleiter dachte an

den morgenden Tag, und ließ mich ungestört meinen Gedanken nachhängen.

Ich nahm den Anschlag zur Hand, den Riß von dem Gute; und da Leopold mir sagte, es würde schwerlich aus dem Kaufe seines Vaters etwas werden: so betrachtete ich mich schon als Herrn des Gutes. Ich lasse ihn also seine Anstalten zum morgenden Diner machen, und durchlaufe mit dem Risse und dem Anschlage in der Hand, alle Aecker, Forst, Garten, schreibe in mein Taschenbuch, was ich nicht vergessen wollte, und komme um neun Uhr ermüdet nach Hause.

Wir tranken Punsch auf einer Terrasse vor dem Hause. Er erzählte mir von seiner und seines Bruders Erziehung bei dem Prediger Bentring, der ein vortrefflicher Mensch seyn muß; darüber kam die Mitternacht heran.

Ich legte mich nieder, und schlief bis den andern Morgen neun Uhr. Ich erwache neu geboren. Ich fliege ans Fenster, um nach der Sonne zu sehen, und sehe Clementinen unten auf der Terrasse mit Leopolden stehen.

„Guten Morgen, Clementine!" rief ich, und sie flog herauf in meine Arme. „Schon da, Mädchen?"

„Schon seit sieben, lieber Vater! Sie ver-

sprachen mir ein Paradies, und so machte ich mich vor der Sonne auf den Weg."

„Nun, und habe ich nicht Wort gehalten?" Sie erröthete. „Ich habe noch nichts gesehen. Herr Roger wollte Sie erst erwarten. Er wollte Sie nicht wecken."

„Nun?" fragte ich lächelnd. Sie erröthete wieder. Wir gingen hinab. Nun gingen wir gleich durch den Wald auf die Höhe. Clementine wurde eben so gut überrascht, als ich gestern, von dem Anblick, der heute noch schöner war. Denn der ganze See war überall mit Barken, mit Kähnen, mit Seegeln bedeckt, die in der Sonne glänzten. Um uns, über uns schlugen Nachtigallen, Finken, Weißkehlchen, Drosseln. Unter uns ruderten Schwäne in stolzer, leiser Bewegung. Auf den sumpfigen Wiesen schritten mit lächerlichem Gange Kraniche daher, und erhoben sich klappernd in die Luft, wenn sich ein Boot näherte. Es war die Freude des Lebens, die wir überall erblickten; sie öffnete unsere Herzen der Freude, der Rührung, dem Genusse.

„O Vater," sagte Clementine, sich auf einmal nach mir umwendend mit einem zärtlichen Blick. „Hier möchte ich eine Hütte haben, hier auf dieser Höhe. Hier möchte ich mein Leben zubringen."

„Und das Gut ist zu verkaufen,“ sagte ich. „Schade! Roger hat den Auftrag, es zu kaufen.“

Ich habe nie eine so dunkle Schamröthe gesehen, als jetzt über Clementinens Gesicht sich ergoß.

„O wenn ich es kaufte,“ rief er — „so würde es meine erste, freudige Arbeit seyn, hier diesem Wunsche ein Andenken zu weihen. Eine Hütte sollte hier stehen, der tugendhaften Freude gewidmet! O, und nur ein Besuch von Ihnen sollte sie einweihen, und ich wollte hier wohnen“ Clementine sah auf den Boden nieder. Leopold betrachtete mit Ehrfurcht und Liebe die schöne Glut ihrer Wange. Ich sah gen Himmel.

„Wie war Dir, Clementine,“ fragte ich — „als Du hier auf einmal heraus tratest?“

Sie antwortete nicht; denn sie fürchtete, sie müßte wieder erröthen. Er sagte: „Als wenn auf einmal die schönste, die stolzeste Hoffnung der sehnenden Brust erfüllt würde.“

Wir standen hier Alle, und überlegten schweigend, welche Hoffnung das seyn könnte. Ich dachte an die alleredelste, beide junge Leute an eine, welche der schöne Bürge der edelsten ist. Mitten unter diesem Schweigen erhoben sich

die himmlischen Töne zweier Waldhörner, die das alte harmonische Lied: „Ich klage hier, o Echo dir ꝛc." über den See hin spielten. Hell klangen die reinen Töne über den großen, hallenden Resonanzboden des Wassers daher, und an der Höhe, wo wir standen, erwachte das Echo, wovon ich gestern nichts erfahren hatte, und gab die letzten Takte wieder, erst einmal fast eben so laut, dann leise, als sänge eine Geisterstimme nach.

In keiner schönern Minute hätten die beiden Hornisten anfangen können, als gerade in dieser, da das Herz sanft von einem schönen Gedanken bewegt war. Wir standen alle drei schweigend da. Es war uns gewiß allen, als ob unsere schönste Hoffnung erfüllt wäre; denn Clementine sah seitwärts Rogern an, mit einem Lächeln, das zu schön war für jede andre Mutter, als die Liebe, und mit Thränen, die gewiß ohne ihr Wissen über ihre Wangen rollten. Wars nicht, als wollten sie mit den Worten der Melodie sagen:

„Wo ist denn wohl der treue Freund,
Der eine Thräne mit mir weint?"

Er sah ihr mit einem funkelnden Auge, dessen Blitze durch eine schöne Wehmuth gemäßigt waren, ins Gesicht. In dem Augenblick zweifelte er an Clementinens Liebe

nicht. Seiner Brust ganze Sehnsucht war gestillt.

Da erschallte die Musik, und der letzte sterbende Ton des Echo's.

Nun hoben die Hörner noch einmal dieselbe einfache Melodie an, und eine Flöte wand eine zweite Stimme, oder vielmehr eine Variation, um die einfache Melodie, wie Rosen der Liebe um den ernsten Lorbeerkranz des Ruhms.

O es war entzückend, Roger! Es war mir, als ob auf einmal, wie durch Zauber, alle Seegel ständen, als ob das tausendfache Geräusch der Vögel schwiege, als ob selbst der sanfte Morgenwind die Flügel an sich zöge und lauschte, wie die leise, dreifache Stimme des schönsten Echo's, wie aus einem Grabe, wie aus der Vergangenheit, leise empor stieg, und wieder starb.

Da schwieg alles. „O nun lassen Sie uns gehen," sagte Clementine, Leopolden die Hand reichend. „Ich mag nun keinen Ton mehr hören, keinen Ton mehr!"

„Sie werden auch nichts mehr hören," sagte er — „ich freue mich, daß ich Ihren Wunsch errathen habe."

Mir war selbst Angst, sie möchten nun etwan mit dem Dessauer Marsch hinterher kommen, und die Thüren und Mauern des Him-

mels, den wir sahen, über den Haufen trompeten. Aber er hatte nur das eine Stück bestellt. Wir setzten uns nun, aber Jeder weit von dem Andern. Man sah, Jeder wollte wieder auf den Tönen in seinen Himmel empor schweben.

Auf einmal sprang Clementine auf, und rief: „o hier möchte ich leben!“ Sie sagte das mit einer großen Lebendigkeit. Man sah, sie hatte vergessen, was schon darüber geredet war.

Er sprang auch auf, und rief: „Ja hier — hier —“ Das sagte er mit einer trunkenen Begeisterung, und nun setzte er nüchtern hinzu: „hier ists recht hübsch!“

Ich mußte laut lachen. Sie errötheten wieder Beide.

„O!“ sagte sie — „dürfte ich an Sie eine Bitte thun, Herr Roger!“ Seine Seele drängte sich in die Augen, als wollte sie heraus, da er von einer Bitte hörte. „Heute Abend, dieselbe Melodie!“

Hier küßte er ihre Hand zum erstenmal; doch wohl deswegen, weil das Mädchen sich auf den Abend ihm zusagte, also voraussetzte, oder wünschte, daß wir die Nacht bleiben möchten Genug, sie trug die bunten Flügel der Iris an ihrer Seele. Der irdische Anstand

hatte aufgehört. Er bückte sich, er war außer sich vor Freuden.

„Du willst also hier bleiben, Clementine?“ fragte ich. „Ja, recht gut! recht gut!“ — Sieh, ich wollte die Sache aus dem Himmel wieder auf die Erde herab rufen; aber das Mädchen war ganz verzückt. Sie erschrak nicht, sie verwunderte sich nicht. Sie sagte gar nichts und machte auch nichts. Wir gingen nach Hause, — und Leopold, Leopold flog, anordnend, Trepp auf Trepp ab, mit Schritten, wie Merkur beim Ovid, der von dem Olymp mit einem Schritt auf den Ida tritt.

Meine Jungfer war endlich nach und nach wieder auf festem Grund und Boden der Erde, und hatte nicht mehr, wie das Weib in der Offenbarung, einen umgekehrten Regenbogen unter ihren Füßen, und Sterne in ihren Händen, sondern sah nur ein wenig engbrüstig und ängstlich aus. Sie fürchtete ganz offenbar den Abend, die Hörner, das Echo, und ihr eigenes Herz. Sie hätte gern gesagt, die Abendluft wäre ihr schädlich, wenn's nicht schon vorgekommen wäre, daß sie zu Hause bis elf in der Nacht im Garten ist. So ist der Mensch! in jeder Erhebung zu stolz, in jeder Erkältung zu furchtsam!

Ich schlug Nachmittags eine Spazierfahrt auf dem Teiche vor nach einem Wasserhause, und ich bat zu diesem Vergnügen die beiden Töchter und den Sohn des Predigers, recht fröhliche junge Leute. Denn da ich das Gut besah, um es zu kaufen, mußte ich auch die Leute kennen lernen, die ich, beim Henker! mit kaufte zu Nachbaren und Freunden, und so war ich den Tag vorher schon zum Pastor gerathen.

Clementinen fiel eine Zentnerlast von der Brust, da sie die beiden Mädchen sah. Wir gingen an den Teich, und stiegen in eine Gondel, und ruderten ab. Das eine der Mädchen saß hinter ihrem Bruder. Sie tauchte ihre Hand aus der Gondel ins Wasser, und ließ unbemerkt von den Fingern das Wasser in seinen Nacken laufen. Sie sah dabei so unschuldig aus, daß er lange nicht merkte, wie das kam.

Endlich merkte er es, und schüttete eine ganze Schaufel voll Wasser über sie aus, und sagte lachend: „Da hast Du das ganze Capital mit Zinsen wieder, was Du mir bei Pfennigen geliehen hast." Das Mädchen sah drollicht aus; denn er hatte mit der Schaufel eine ganze Menge Wasserlinsen gefaßt, und sie über seine Schwester hergeschüttet.

Wir lachten Alle laut auf, ich am ärgsten; denn sie machte ein seltsam lachendes, ärgerliches Gesicht, da auf einmal das florne Halstuch auf dem schönen Busen fest lag, und auf den Schultern. Aber das Mädchen, nicht faul, ergriff eine Schaufel, die zum Ausschöpfen da lag, und goß über uns Alle ganze Ströme Wasser und Meerlinsen, über mich am meisten, und zwar in einem Anfall von einer fröhlichen Laune. Wir sahen Alle aus, wie die Meergötter.

Wir mußten ans Land, um uns zu trocknen. Ich legte mich unter einen Baum, und pfiff ein Lied auf Birkenrinde. Das fröhliche Geschöpf verlangte, ich sollte einen Tanz blasen, sie wollte mit ihrem Bruder dazu walzen. Ich pfiff, der Tanz steckte an, die jungen Leute tanzten, sangen dann, spielten Blindekuh. Die Kleine war so fröhlich, so ausgelassen, daß meine Clementine mit angesteckt wurde. Sie warfen sich jetzt mit Kletten und Distelköpfen, und nach einer Stunde hatte das Vergnügen Aller Herzen zutrauenvoll geöffnet. Den Morgen hatte Roger einen großen Schritt in der Liebe gegen Clementinen und zwar im Himmel gethan, jetzt that er einen noch größern auf der Erde, in einem

tobenden Spiele. Clementine lief als Blindekuh ein paar Mal in seine Arme.

Beim Nachhausegehen suchten sie sich die Distelköpfe aus dem Haar, und die Meerlinsen von den Halstüchern. Meine himmlische Clementine war eine so irrdische Nymphe geworden als eine. Der Busen pochte, die Wange glühte, das Auge blitzte, und sie warf recht zärtliche Blicke auf Rogern, der hier in diesem fröhlichen Kreise einen so heitern Witz gezeigt hatte, eine so feine, zarte Fröhlichkeit, daß alle drei Mädchen um ihn her waren.

Clementine blieb heiter, wie die Göttin der Freude. Sie bat die Mädchen, heute Abend auf die Höhe mitzugehen; aber sie schlugen es ab. Eine Tante wollte sie heute besuchen, die mußten sie erwarten. Aber die Furcht vor dem Echo war dennoch um drei Viertheile verschwunden.

Nach Tisch gingen wir Drei hinauf. Clementinens List merkte ich. Sie behielt den lustigen Ton des Nachmittags bei, gegen ihren Charakter, gegen ihre Wünsche, wußte ich.

Die Hörner ertönten, das Echo erwachte. Der Mond hing am Himmel, und spiegelte sich im See. Es war ein schöner Abend. Aber die Freude stand ihm im Wege; doch nicht

der Liebe. „O,“ sagte er — „diese leisen Stimmen des Echo's, diese Melodie wird mich an den schönsten Tag meines Lebens erinnern, Clementine, an den heutigen. Der See, der Sternenhimmel, der Mond, der Schlag der Nachtigall —“

„Zum Henker, sag lieber, was Dich nicht daran erinnern soll; sonst nennst Du uns noch alle Dinge der Welt her, Roger!“

„Alles! alles!“ setzte er sanft hinzu — „jeder Schlag meines Herzens.“

So ist Clementine sicher, daß sie nicht eher vergessen wird, als im Tode.

Clementine sang das Lied: „Ich klage Dir!“ ungeheißen, und jetzt mit einer so schönen Stimme, mit dem ganzen Reiz des Gesanges, mit einer unaussprechlichen Zärtlichkeit. Er faßte ihre Hand, und dann begleitete er die letzten Zeilen.

Am Morgen war das anders gewesen. Jetzt war das Echo nichts, als nur ein Nachklang ihrer eigenen Empfindung. Wir lobten den Mond noch, die Sterne, die milde Luft, den See, alles, was Rogern an den Tag erinnern sollte, und dann gingen wir hinab. Beide gingen schweigend, und überlegten sonder Zweifel, wie nahe sie einander heute im Himmel und auf Erden gekommen waren. Den

andern Tag fuhren wir. Roger versprach, uns bald zu besuchen.

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Mein lieber Roger, ich will Dir die Sache mit Deinem Namensvetter erst ganz abfertigen, ehe ich mich wieder an ein neues Freudenstück mache. Sieh, das Echo klang in Clementinens Seele nach, und sie war Dir, jetzt, das Weib aus der Offenbarung in der Bilderbibel, dessen Füße auf dem Monde ruhen, und deren Haupt die Sterne berührt, und dann eine Schäferin, die ihr Lämmchen am Hügel weidet, deren Welt ein Blumenthal ist. Und redeten wir von den Samoyeden: so bemerkte sie, daß man in Grünau die besten Fische hätte; und brachte ich das Gespräch auf den großen Mogul: so bedaurte sie den armen abgesetzten Fürsten, und meinte, wenn er ein Gut, nur so klein wie Grünau, hätte, mit so einem Echo und zwei Hofwaldhornisten: so würde er gern seinen Thron dafür geben. Kurz, jedes Wort, jede Idee, jeder Weg führte nach Grünau. Und wenn

ich schrieb, so fragte sie: „An Ihren Freund Roger?“ und das Wort Roger sprach sie mit Tönen, und so langsam, als weigerten sich die Lippen, es herzugeben.

Sieh, da dachte ich nun, den Tag darauf, oder so, würde wohl mein Roger in das Zimmer zu mir schießen, und mit großen Augen auf die Thür sehen, wodurch Clementine eintreten mußte; aber nein, mein Roger ließ sich nicht sehen; auch den andern Tag nicht. Clementine studirte eine Sonate von Beethoven ein, die für den hundertarmigen Briareus geschrieben ist, aber nicht für das zweiarmige Geschöpf, den Menschen, wenn er nicht wenigstens sechs Finger an jeder Hand hat. Sie hatte auf ihrem Zeichenbrett einen Kopf des Apollo, und auf dem Stickrahmen eine Landschaft. Auch eine bunte Bravour-Arie voll Rouladen für einen Truthahn probirte sie. Der Teufel! muß denn die Liebe immer ein bischen albern machen, auch sogar meine Clementine? Aber siehst Du, er kam nicht, trotz aller der Herrlichkeiten.

Sie ging von einem Fenster zum andern, hielt dem Wetter eine Lobrede über die andre, und bemerkte dabei, daß für kleine Spazierreisen kein Wetter schöner sey, als dieses.

„Und doch plagt der Teufel den Roger,

daß er davon keine Notiz nimmt," antwortete ich.

Sie wurde roth und schwieg eine zeitlang. Endlich, nachdem drei Tage vergangen waren, die sie am Fenster zugebracht hatte, und an deren Ende sie ganz kleinlaut wurde, sah sie wieder ganz wacker aus, trallerte durch's Haus, daß es tönte, und ging mit rothen, karminen Wangen und brennenden Augen ab und zu.

„Was gibt's denn nun?" fragte ich. Sie antwortete mit einer frohen Röthe. Das Singen aber nahm ab. Am Tisch war sie einsylbig, und gegen Abend sogar blaß und krank.

Sie hatte ihn richtig den Morgen vorüber gehen sehen. Sie erwartet ihn, und der Bursche kommt nicht. Das hol' ich denn endlich Granweise und Tropfenweise aus ihr heraus. Am andern Morgen hat sie das Köpfchen verbunden; denn das arme Ding hat die Nacht nicht geschlafen. „So wird Dir die Zugluft am Fenster nicht wohl thun, Clementine."

Paf! das Fenster zu, und nach einer Minute, kling! wieder auf. Auf einmal ruft sie: „Da geht er, Vater! da geht er!"

Ich ans Fenster, und dahin geht der Bursche mit einem grießgramigen Gesicht, wie ein Bär. Clementine sieht mich mit einem

sterbenden Blick an. Sieh, ich muß Hut und Stock nehmen, und hinter dem jungen Herrn her laufen.

„Roger!“ rief ich über die Gasse; denn der hob die langen Beine auf, als wäre er der ewige Jude. „Was Teufel!“ sage ich — „Du bist seit gestern hier in Lübeck, und läßt Dich nicht sehen?“

„Herr Capitain!“

„Herr Roger!“

„Ich —“

„Du?“

„Bin —“

„Ein Narr ohne Zweifel. Komm mit mir! Sie hat Dich schon gesehen.“

„Wer?“

„Sie! als ob Dir das Wörtchen Sie nicht deutlich genug wäre.“

„Sie! Sie!“ rief er, als riefe er frische Fische aus. „Ich komme nicht, als bis Sie, Herr Capitain —“

„So schrei Du und der Teufel! siehst Du denn nicht, daß wir auf der Gasse stehen? Leg mir lieber ein Liebesgeständniß hier vor allen Leuten ab“

Er sah mich verwundert an. Dann sagte er leise: „Ich betrete Ihr Haus nicht eher wieder, Herr Capitain, als bis —“

„Als bis? nun?“

„O Herr Capitain!“

„O Herr Roger!“

„Clementine —“

„Das Echo! Wald und See, Stern, Mond, Himmel und Erde! all ihr Mächte des Himmels! Verderben! Entsetzen! Willst Du Dir da ein paar poetische Flüche auslesen, womit Du mir zuschwörst, Du willst mein Haus nicht wieder betreten, als bis Clementine heraus ist? Nicht wahr?“

„Ja, so ists, Herr Capitain! Ich darf Clementinen nicht wieder sehen. Nein, bei Gott!“

„Das ist ein Schwur. Nun denn, Roger, so kannst Du ruhig mit mir gehen. Denn Clementine schwor mir eben so. Und — es ist wahr, Du bist ein vernünftiger Mensch, mit dem der Vater eines hübschen Mädchens keine Noth hat. Du sagst es den Vätern hübsch voraus, wenn Du einen Anschlag auf die Tochter hast. Es ist gut; und da sie wirklich eine verbotene Frucht ist: so habe ich sie heute abreisen lassen. Denn das Echo, gesteh nur, lieber Junge, das hat Dich zu einem Echo von Clementinens Seufzern gemacht. Aber wie gesagt, sie ist fort,

und Du sollst in Deinem Leben nichts wieder von ihr hören."

Er wurde bleich, wie eine Leiche. „Sie ist fort! fort! fort!"

„Ist das wieder nicht Recht?"

Während dieser Unterredung hatte ich ihn die Gasse zu meinem Hause mit heraufgenommen. Sie spotten meiner," sagte er auf einmal leise.

„Ja, das thue ich ein wenig. Aber, im Ernst, Roger, sieh, ich lasse mich lebend ausfäseln, wie ein Schiffsthau, wenn Clementine da nicht im Fenster liegt."

„Capitain!" rief er — „gehe ich, so" — hier schlug er die Arme so kräftig um meinen Hals, und so unvorsichtig, daß mein großer Regenschirmhut und meine baumwollene Perücke weit von mir weg flogen. „Ich liebe Clementinen!"

Ich rechne darauf, Roger," sagte ich kaltblütig, indem ich meinen Hut und meine Perücke wieder zusammen suchte — „daß eine Liebeserklärung an den Vater nur das Vorspiel von der ist an die Tochter; und da sey Gott dem Mädchen gnädig! Also Du liebst Clementinen, und willst nicht mit zu ihr? Du hast verteufelte Weisen, Liebeshändel zu

treiben. Hättest auch wohl Lust, sie zu heirathen?"

„O Mächte des Himmels! O Gott! O Vater!"

„Ohne sie wieder zu sehen? Höre, Roger, sey ernsthaft! Bist Du ein Narr? Du liebst Clementinen? fahre fort! Oder soll ich sie herabrufen, und muß sie Dir ihre Liebe erklären?

„Gott, Capitain, welche Hoffnungen! O theuerster Mann, wie unbeschreiblich gütig sind Sie! — Aber mein Vater!"

„Pah! nun sind wir beim vierten Gebot! Dein Vater also! Sieh, Roger, sieh, ich wollte mich freuen, Du wärst einmal recht aufrichtig, wie ein Freund mit einem Freunde. Was wü de Dein Vater verlangen? Sprich!

„Reichthum."

„Ich habe Reichthum."

„Und Clementine?"

„Ist Dein, wenn sie Dich liebt."

Er wollte vor mir knieen. „Warte!" sagte ich — „warte ein wenig, wenn Du knieen willst: so will ich Dir hier erst ein Schnupftuch hinbreiten. Du siehst, wir stehen mitten im Koth." Aber nun wollte er mich umarmen Ich brachte Hut und Perücke in Sicherheit; und er umarmte mich nicht.

„Ich bitte Dich, Roger, sieh nach Clementinen hinauf, wie sie lacht. Höre, jetzt wieder! Ich lasse mich an eine Seegelstange hängen, wie einen Krammetsvogel, wenn die glaubt, daß wir hierunten sie per procuratu-ram verheirathen. Also wenn Clementine Dich liebt, was ich fast glaube, weil sie auch ein wenig läppisch thut: so ist sie Dein, und ein Geldsack dazu für den Vater. Aber Du bleibst ein für allemal Roger, und sagst Deinem Vater kein Wort; und nun laß uns hinauf gehen."

Siehst Du, Freund Roger, so weit habe ich meine Sachen gebracht. Das Uebrige werden sie schon ohne Procurator allein in den Stand setzen. Und so fahre wohl! Das Uebrige morgen.

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Das Uebrige thut die reiche Natur. Sie knüpft die hunderttausend kleinen Fäden zwischen beiden Herzen zusammen. Nenne noch einen; sie bestehen aus Wörtchen, Blicken, Seufzern, halben Thränen, nassen Augen,

Berührungen der Hände, Sehnsucht, Errathen, abgebrochenen Gedanken, Träumen, die unauflöslicher sind, als alles, was wir dazu thun. Ich lasse sie, und damit gut.

Nun weiter! ich habe meinen alten Busenfreund wieder aufgefunden. Doch dazu mußt Du die Briefe lesen, die ich Dir mitsende, um zu wissen, wie das alles mich rührte, und warum es mich so rührte.

Clementine bekam Briefe von Hause. „Von Reginen!" rief sie freudig, und fing an zu lesen. Nach ein paar Zeilen ging sie in ein anderes Zimmer, kam dann wieder, ohne des Briefes zu erwähnen, aber ein wenig unruhig

Nun sieh! in meines Bruders Hause ist ein Brief ein Gemeingut; um so mehr nahm mich's Wunder, daß Clementine nicht ein Wort von dem Briefe sagte. Eben das machte mich neugierig.

„Es ist doch kein Unglück im Hause vorgefallen, Clementine?"

„Ach, nein!"

„Oder sind es Mädchen = Heimlichkeiten?"

„Ach, nein!"

„Oder —"

„Ach lieber Vater, jeder ehrliche Mann könnte den Brief lesen, er würde sich freuen."

„Nun, so gönne mir auch die Freude!“

„O ja, aber Sie müssen thun, als hätten Sie ihn nicht gelesen.“ Das mußte ich sehr feierlich versprechen.

Sie zog den Brief hervor, und übergab ihn mir mit Zittern. Nun lies diese Briefe erst, Roger, und dann fahre fort, meinen zu lesen!

Dünhof.

Regine an Clementinen.

Guten Abend, liebe Schwester! Ich habe Dir recht viel zu schreiben; aber der Vater hat mir bestimmt befohlen, daß der Capitain, unser lieber, edler Capitain, den Brief nicht sehen soll; denn, liebes Kind, alle seine Geschenke sind fort, und da meint der Vater, das müsse er nicht wissen. Aber erst wollte ich Dir sagen, und das fiel mir bei dem: guten Abend ein, liebe Schwester! wie ichs mit Dir gemacht habe. Den ersten Abend, da ich mit Sophien — denn die ist nun meine Schlafgesellin — auf mein Kämmerchen ging, fing das Mädchen bitterlich an zu weinen. „Aber was weinst Du denn, Sophie?“ fragte ich.

Sie legte das Köpfchen an meine Brust, und sagte: „Ich bin nun Clementine. O habe mich auch so lieb, wenn ich auch nicht so gut bin!“

Du kannst leicht denken, daß ich sie recht herzlich und recht zärtlich an meine Brust drückte.

Nun nahm sie Deinen Strohhut, küßte den und sagte: „Gute Nacht, Clementine!“ Und am Morgen küßte sie ihn wieder, und sagte: „Guten Morgen, Clementine!“ Und wie ich am Abend wieder herauf kam, erschrak ich recht sehr; denn das kleine Ding hatte aus Deinen Kleidern eine Art von menschlicher Figur gebildet, die sie jeden Morgen und jeden Abend zärtlich begrüßte. Und, glaubst Du, Clementine, daß ich so närrisch bin, es eben so zu machen?

Aber ich habe Dir viel andre Sachen zu erzählen.

Erstlich bekamen wir einen Brief von einem Kaufmann, Herrn Horn, mit einer goldnen Uhr und einer goldnen Dose, und dabei lag eine sehr kostbare Banknote, für die man in Hamburg viel Geld gibt, was ich gar nicht recht begreifen kann. Aber wahr ist's. Den Kaufmann Horn hat der Vater nicht ausfindig machen können. Das ist alles von Regi-

nens Vater, dem Herrn Brackenbusch. Die Uhr erkannte auch der Vater wieder. Der Bote bekam eine Quittung über alles, und einen Danksagungsbrief an Herrn Horn, und wir waren Alle recht vergnügt; denn der Vater schickte die Banknote sogleich nach Hamburg.

„Ja, sie werden ihm Geld dafür geben,“ sagte Adelheid — „für ein Stück Papier!“ Aber das Geld kam richtig an, zu unserm großen Erstaunen. Wilhelm allein that, als wüßte er es zu begreifen, und sagte: „Die Juden hätten es erfunden.“ Wir haben entsetzlich gelacht über seine Juden, die für Papier einen ganzen Sack Geld geben.

Ach, liebe Clementine, als der Vater das Geld auf den Tisch schüttete, da standen wir umher, ordentlich mit einer Art von Ehrfurcht. Ich fühlte wirklich, was Geiz war, in dem Augenblicke. Wir halfen alle zählen, und — das will ich Dir insgeheim gestehen — wir wurden Alle einen Zoll größer.

Der Vater umfaßte Wilhelmen mit Thränen, und sagte: „Gottlob! nun kannst Du nach Hamburg, und Ferdinand kann nach Göttingen. Gott sey gelobt!“ Aber nun fuhr auch ein rechter Kaufgeist in uns Alle. Denn Dein Capitain hat uns mit seinen

Geschenken Alle angeführt. Dein weißes Kleid, das Du mir schenktest, da Du nach Lübeck zogst, hat mich recht angeführt. Wir besuchten den Justizamtmann Braun. Da war eine Kaufmannsfrau, die besah mein Kleid, und ich schämte mich wie nichts gutes; denn sie sagte, das wäre ein fürstliches Kleid, und nun sah sie die Perlen an, die Du mir gegeben hast, und die taxirte sie auf eine so große Summe, daß ich mich schäme, sie Dir zu nennen. Die Andern steckten gleich alle ihre Armbänder und Halsbänder weg, außer die naseweise Adelheid behielt ihr Halsband, das sie auch sehr kostbar fanden.

„Nein, Kinder,“ sagte der Vater auf dem Nachhausewege — „Gott soll uns behüten, Kostbarkeiten zu tragen, wenn Eure Brüder die Wohlthätigkeit der öffentlichen Anstalten genießen!“ Er packte alles zusammen; wir wußten nur nicht, wie wir es dem edlen Capitain wieder anbringen sollten. Die Schätze zu verkaufen, was wir riethen, und es Wilhelmen und Ferdinanden zu geben, wagte der Vater doch auch nicht. Es hat uns recht unruhig gemacht. Wir warten auf Julius, was Der meint. Der kennt den Capitain am besten.

Nun aber kauften wir auch recht ein. Der

Vater sah auch diesesmal gar kein Geld an. Die Schahls, die uns der Capitain geschenkt hat, sagte die Dame bei Brauns, kämen tausend Meilen weit her, und wären fast unschätzbar, so einfach sie auch aussehen. Ich schickte den meinigen, mit der Mutter Bewilligung, der Cousine Rosen, die immer so nachstehen muß bei ihren Verwandten. Ich mußte weinen, als ich dachte, welche Freude sie über das theure Tuch haben würde. Ich hoffe, der Capitain soll mirs nicht übel nehmen. Sie ist zwar wohl arm, aber sie hat doch keine Brüder, die von der Güte anderer Menschen unterstützt werden müssen, und sie muß in dem reichen Hause gut gekleidet seyn.

Dünhof, den 14ten.

Fortsetzung.

Guten Morgen, geliebtes Herz! Guten Morgen, meine Schwester! Sieh, gerade aus dem Eckfenster über den Kastanienbaum weg liegt England; das hat mir Wilhelm recht genau beschrieben. Ach, Clementine, da stand ich diesen Morgen, und meine Thränen liefen mir über die Wangen, und ich rief wohl

zehnmal hinüber: „Guten Morgen! guten Morgen!“ Ach liebe Clementine, wird er es hören? Da flogen die Seevögel gerade dahin in schnellem Fluge. „O hätte ich Flügel, Vögelchen,“ rief ich — „wie du! O wie wollt ich die Flügel schlagen, um desto schneller hinüber zu kommen! Hoch empor wollte ich steigen, und ihn suchen in jedem schönen Thale, auf jeder Höhe.“ Meine Wünsche haben wohl Flügel, Clementine, aber sie erreichen ihn nicht; sie kommen, in Thränen verwandelt, in mein armes Herz zurück. Ein frommes Gebet hat Engelflügel, sagt der Vater. Aber ein Gebet darf ja nur zum Himmel empor fliegen, und nicht zu ihm! Ich werde recht traurig, wenn ich vor der Karte von England sitze, und frage: „Wo ist er nun?“ Jeden Strom bitte ich: „O trage ihn sanft über deinen Rücken!“ Jedes Gebürge ersuche ich: „O füge ihm kein Leides zu!“ O wann, wann geht Ihr denn hin nach England? Ich habe einen kleinen Ring von meinem Haar geflochten; den sollst du ihm mitnehmen. Nur ja still!

Aber da bin ich schon wieder abgekommen. Ein paar Tage darauf kommt Jemand ins Haus. Er war reinlich gekleidet, aber dürftig. Das Gesicht war bleich; eine brennende Röthe lag unter dem Auge, drunter waren die

Wangen eingefallen. Der Vater hatte uns Allen, Jeder ein paar Mark geschenkt, zu Band. Band hin, Band her! dachte ich. Ich griff in die Tasche, und gab ihm zwei Mark, eins behielt ich.

„Nein, liebes Kind," sagte der Mann — „Almoson suche ich nicht." Ich nahm beschämt mein Geld wieder, und bat ihn, ins Zimmer zu treten. „Hier wohnt doch Herr Blume? Gustav Blume?" Ich verneigte mich recht tief, und mit einer großen Freundlichkeit, um mein albernes Versehen wieder gut zu machen. Er trat in das Zimmer, er sah den Vater an, der ihm entgegen kam.

Der Fremde hielt ihm die Hand entgegen, aber zitternd, und mit einem so wehmüthigen Gesicht, daß wir ganz mechanisch, wie nachher Adelheid sagte, ihm Alle die Hände hinhielten, um seine zu fassen. Dann kam aus den blassen zitternden Lippen: „Ich bin Warnike aus Ottensen."

Da hättest Du den Vater sehen sollen, mit welchem Entzücken er diesem Manne in die Arme fiel! wie er die zärtlichsten Worte aussuchte, um ihn zu nennen! wie er uns alle hinzu führte, uns alle bei Namen nennte, ihn bat, uns Alle zu segnen, und hundertmal sagte, welch einen Freund er an diesem Manne

gehabt, welch einen Freund in der Noth, welch einen brüderlichen Freund, welch einen edlen Gefährten, Rathgeber und Bruder! Und nun setzten sie sich zusammen, und plauderten sich in ihre Jugend zurück, und bald fragte der Vater seinen Freund nach einem ihrer Jugendgefährten, bald er meinen Vater. Und Viele waren todt, und Viele waren untergegangen.

Und bei Jedem sagte Warnike: „Ach, er war doch nicht wie Dein Bruder Ferdinand! Gott gebe ihm einen guten Tag!“ Und mein Vater rief: „So hast Du keinen geliebt, wie meinen Bruder.“ Un nun erzählten sie Beide vom Oheim Ferdinand, welch eine fröhliche Seele er gewesen, wie muthig, wie unternehmend! Und doch wie sanft! sanft, wie ein Lamm, und muthig, wie ein Löwe!

Und wir hatten wieder eine Küche, wie damals; aber der ehrliche Holländer fehlte uns, Clementine. Und der Vater gab die letzte Flasche Champagner her, die zu der Mutter Geburtstag bestimmt war. Aber der Mann trank nur ein Glas. Er erhob es, und dabei stürzten die hellen Thränen aus seinen Augen, und er nannte nicht meines Vaters Namen, sondern Ferdinand!

Nach Tisch erst sah mein Vater, wie ärm-

lich er gekleidet, wie krank seine Gesichtsfarbe war. Da gingen sie allein, und meine Mutter kam aus dem Zimmer, und hatte Thränen in den Augen. „Euer Vater ist sehr betrübt, Kinder," sagte sie — „denn der Mann, sein Freund, ist sehr unglücklich. Macht ein Bett! er will hier ein paar Tage ausruhen."

„Ach, wir flogen auf Flügeln des Mitleidens und der Freude, daß wir einen Freund des Vaters bei uns hatten!

Der arme Mann war erschöpft vor Freude, vor Elend. Er ging früh zu Bett. Der Tag hatte ihn angegriffen.

„O großmüthige Seele!" sagte mein Vater, die Hände zusammenschlagend, als er die Thür verschlossen hatte.

„Warum kam er nicht früher," fragte meine Mutter, „da er so nahe hier ist in Möllen?"

„Eben, die großmüthige Seele! Er kam nicht, weil er wußte, wie arm wir waren. Er sah voraus, ich würde meinen letzten Bissen Brod mit ihm getheilt haben. Jetzt hat er gehört, daß mein Bruder Ferdinand aus Ostindien viel Geld geschickt hat. Ich habe ihn dabei gelassen, liebe Frau; desto weniger wird er sich weigern, von mir zu nehmen. Zieht Euch morgen Alle recht gut an, Kinder!

recht gut! laßt etwas drauf gehen! Ich will einmal den reichen Mann spielen."

Nun hielt der Vater mit der Mutter Rath, wie viel wir entbehren könnten. „Armer Junge!" sagte er zu Wilhelm — „Du wirst Dich behelfen müssen."

„Sie können ja thun, lieber Vater," antwortete Wilhelm — „als hätte der Kaufmann Horn nichts geschickt."

„So können wir thun, mein Sohn; aber wie wirst Du thun, wenn Du nichts hast?"

„Wie Julius that, lieber Vater!"

„Er geht erst in die Welt hinein," sagte die Mutter mit sanften Thränen — „und da hat er seine Fest- und Freudentage noch in der Brust; aber Dein armer Freund hat nichts, nichts als Dich, Vater, Deine Freundschaft."

Du weißt, Clementine, wie lieb sie Wilhelm hat, und doch sagte sie so. Ich mußte ihre Hand küssen, Sophie küßte die andre, der Vater umfaßte sie. Er rief mit gen Himmel gewendeten Blicken: „Bin ich denn nicht reich, Vater im Himmel?"

Den andern Tag war glücklicher Weise Sonntag. Wir zogen Alle des Herrn Honorius Bloems Geschenke an; ich that meine Perlen um, die Andern ihre schönen Hals- und Armbänder. So kamen wir Alle hinein

ins Zimmer, wo der Vater und sein Freund schon saßen. Von dem bleichen Gesichte war schon ein Theil des Kummers durch die bloße Gegenwart des Freundes entflohen. Sie saßen schon wieder bei ihrem: „Weißt Du noch?“ und zwischen her wurde denn unserer Perlen und Halsbänder erwähnt, als hätte sie Oheim Ferdinand aus Ostindien geschickt.

Nun hielt der Vater mit Wilhelm allein Rath, und Wilhelm kam mit thränenvollen Augen von dem Vater. Der Vater hatte die Summe bestimmt, die er Warniken geben wollte.

Nun gingen die beiden Freunde allein, und nach einer Stunde kamen sie Beide, wie Götter, mit leuchtenden Augen und glänzenden Gesichtern wieder. Du glaubst wohl nicht, Clementine, wie uns Allen die Herzen schlugen, Herr Warnike möchte nicht nehmen wollen, was der Vater ihm anbot; aber als wir die beiden Gesichter sahen, so wußten wir, der Vater hatte seinen Wunsch erreicht, und wir wurden ganz ausgelassen.

Adelheid kam sogar, und bot Wilhelmen ihr Halsband an. Ach, Clementine, was steckt für ein Glück in der Liebe! Ach, für Einen, den Du kennst, wollte ich mein Leben freudig hingeben!

Endlich reiste Warnike ab. Wir begleiteten ihn eine ganze Stunde. Hier auf diesem Wege, eher nicht, erzählte er dem Vater, wie arm er sey, mit Frau und Kind. Hätte er es früher erzählt: ich glaube, der Vater hätte ihm alles gegeben, was er hatte. Wir nahmen Alle mit Thränen von ihm Abschied. „Ich kann ihm ja noch etwas nachschicken!“ sagte der Vater alle zehn Schritte einmal.

„Das können wir, lieber Vater!“ riefen wir Alle, und so kamen wir nach Hause. Hier trat Sophie sogleich an das Klavier, und spielte und sang die erste Zeile: „Das waren mir selige Tage!“ Wir sangen die Zeile Alle mit, aber keine weiter, der Vater nahm seine Mütze bei den Worten ab, und drückte Sophien, die in Thränen schwamm, an seine Brust.

Dünhof, den 23sten.

Fortsetzung.

Wenn ich Zeit habe, liebe Clementine, so unterrichtet Wilhelm mich ganz heimlich ein wenig im Englischen, und am Abend, wenn Alles zu Bett ist, sitze ich bei der Gram-

matik, und lerne recht fleißig. Wilhelm denkt Wunder, welch ein Genie ich bin, daß ich so fortfliege, nicht fortschreite. Ach, er weiß nicht, was man alles kann, wenn man liebt!

Der Vater merkt's wohl, Alle merken es, aber sie lächeln, und necken mich nicht, außer Adelheid, der kleine Naseweis. Aber sie hat mich doch so lieb. Die englischen Frauenzimmer, las ich neulich, sollen so sehr schön seyn. Ach, liebe Clementine, ich las das mit einer Art von Eifersucht. Ich will Dir's sagen, aber — Du schweigst ja? Ich trat Dir in der That vor den Spiegel, und besah mein Gesichtchen; aber sieh, ich mußte den Kopf schütteln; denn ich kann mir doch viel schönere Gesichter denken als meins. Aber ich liebe ihn ja nicht des Gesichts wegen, obwohl er — Clementine, Du hast es ja selbst gesagt — obwohl er ein sehr schönes Gesicht hat.

Nachher las ich wieder, daß ein Fremder selten in die Gesellschaft der Frauenzimmer eingeführt wird. Das erheiterte mich, ich kann Dir nicht sagen, wie sehr! Aber bin ich gleich nicht schön: so bin ich doch gut. Das sagen sie jetzt Alle von mir. Ja, Clementine, und es ist auch wahr. Denn sieh, ich möchte wohl oft die ganze Welt an mein heißes Herz

drücken. Ich schlage oft meine Arme um einen Baum, und denke, er hat Leben; und ich könnte ihn lieben, und er könnte mich wieder lieben.

Ach, Clementine, es fehlt mir an Worten, ihnen Allen, Allen zu sagen, wie sehr ich sie liebe. Es ist, als wäre mir die ganze Gegend, die wir von der Reginen-Eiche übersehen können, zu klein für mein Herz, als wären nicht genug Gegenstände da für meine Liebe. Ich schaue hinaus durch die Sterne, bis an die Grenzen der Schöpfung, und das alles ist mir doch zu klein, zu wenig. Ich muß weinen, und nichts kühlt meine heiße Brust, die so seltsame Wünsche jetzt hegt. Glaube mir, sie verstehen mich alle nicht. Neulich fragte ich Wilhelm: „Wie weit ist der letzte Stern von uns?“ Da lachte er, und sagte: „Das wäre so unermeßlich, daß kein Gedanke dahin reichte.“ Lieber Himmel! ich mußte lächeln. Ich sagte: „Mein Herz ist größer als die ganze Schöpfung.“ Da lachte er, und sie lachten Alle, als er es erzählte. Nur der Vater nicht; er umarmte mich, und sagte, ich hätte Recht! Ach, Clementine, Du hättest mich verstanden, das weiß ich! Ach, sie begreifen es nicht, daß mir alles nichts mehr ist. Sie halten mich für hochmü-

thig. „Ja, er ist ein Edelmann,“ sagte Adelheid. Lieber Gott! Nie bin ich so demüthig gewesen, als eben jetzt. Ich könnte die alte Bettlerin in ihren Lumpen in meine Arme schließen, und ihr alles geben, was ich besitze, nur seine Liebe nicht. O Clementine, wie wollte ich, daß Du liebtest! O wie wollte ich das! Ach, Du liebst nicht, und Du standest doch schon mit sehnenden Blicken vor der Natur, und alles lebte um Dich, und alles liebtest Du, wie ich! O gute Nacht!

Fortsetzung.

Guten Morgen, Liebe! Ich wollte Dir erzählen; aber ich kam immer davon ab, und rede nur von meinen Träumen.

Nun kam der alte Saalfeld zu uns. Der Vater erzählte ihm sogleich, daß Oheim Ferdinand noch lebe. Der alte Mann schüttelte den Kopf; und, wie er nun ist, er brach auf einmal in heftige Verwünschungen gegen den Geheimerath Blume aus, nannte ihn einen Juden, dem das Wohl der Welt, seine Kinder, und alles für Geld feil wäre.

Der Vater ließ ihn erst austoben; dann

fragte er: „Was hat das mit Ferdinand zu thun?“

„Was zu thun?“ rief er — „Ihr Bruder in Bombay ist ein Bettler, der verhungern müßte, wenn ein ehrlicher Capitain aus Holland ihn nicht unterstützt hätte.“

„Honorius Bloem,“ sagte mein Vater.

„Ist ganz gleich, wie seine Name ist. Der ehrliche Holländer zahlt Ihrem Bruder in Bombay eine Summe, und nimmt eine Anweisung an den Geheimerath, auf das Vermögen Ihres Oheims mit. Der Jude aber — Judas Ischarioth ist ein Christ gegen den Geheimerath — läßt den ehrlichen Holländer ohne alle Bezahlung, seinen Bruder ohne alle Hülfe, wie er auch Sie ohne alle Hülfe gelassen hat. Ich begreife nur nicht, wo Gott die Geduld hernimmt! In Bombay! in Bombay! zum Teufel! wo ein Mensch vor des Andern Thür verhungern kann, ohne daß man ihm eine Hand voll Reis gibt. In diesem Augenblick, wo der Spitzbube wieder um ein reiches Landgut schachert, in demselben Augenblick verschmachtet vielleicht sein Bruder vor Hunger zu Bombay!“

„Verschmachtet?“ rief der Vater, und er-

bleichend schob er den Teller zurück, der vor ihm stand.

„Verschmachtet! verschmachtet! vor Hunger; sag ich Ihnen! der ehrliche Holländer hat's gesagt, hat ihm seines Bruders Umstände aus einander gesetzt. Zum Teufel! ich weiß es, ich weiß die kleinsten Umstände von dem Director Schramm, dem er es selbst mit einem Satanstriumph erzählt hat. Verschmachtet!"

Hier stand der Vater auf, immer mehr erblassend. Die Mutter bat ihn, sich zu setzen. „Es ist vielleicht so schlimm nicht, Vater!" sagte sie. „Gott!" rief der Vater — „wie kann ich essen, wenn mein Bruder verschmachtet! Gott! Gott! wie konnte ich so sorglos seyn! Sagte nicht unser Capitain genug, um mich aufmerksam zu machen? Ach, ich fürchte, ich liebe ihn nicht genug, meinen edlen Bruder! Verschmachtet? Gott! so will ich nichts essen, als trocknes Brod, du theurer Bruder!"

Der alte Saalfeld reichte ihm ein Glas Wein hin, denn er aß und trank recht gut mitten in seinem Eifer. „Wein soll ich trinken," rief der Vater, und die Thränen rannen über seine Wangen — „wenn mein Bruder verschmachtet! O Himmel! Himmel!"

Er stürzte in das Kabinet, er holte alles baare Geld, was ihm noch übrig war. „Kinder!“ rief er — „Euer Oheim verschmachtet, und wir haben Gold und Perlen im Hause? Ich will selbst nach Hamburg. Ich will ihm alles senden, was mein ist. Mein Obdach will ich verpfänden, daß er hieher kommt, und dann will ich ihn, wenn es seyn muß, mit dem besten Blute meines Herzens ernähren.“

Der alte Saalfeld schenkte sich ein, trank und fluchte dazwischen auf den Judas Ischarioth von Bruder, der sich vor Geldsäcken in seinem Hause nicht rühren könne, und einen Bruder verschmachten ließe. Er umarmte den Vater, und schwor, er wolle mit Vergnügen sein Scherflein auch beitragen, den braven Jungen aus den Händen der Heiden und Ungläubigen zu retten, und fragte, wie viel der Vater für den armen Ferdinand hätte? „Die Reise hieher wird etwas kosten; und ausstatten müssen wir ihn auch, wenn er hier ist, und Waaren muß er mitbringen.“

Er schüttete das Geld auf den Tisch, und rief: „Lapperei! das reicht nicht! Ich wollte, ich könnte einbrechen in des Juden Haus, und müßte ich ihm auch die Kehle abschneiden. Da hat er wieder seinen ältesten Sohn,

einen hübschen Jungen, an einen Juden in Hamburg verschachert, an einen Mäkler Stake, der auf funfzig Prozent an Witwen und Waisen borgt, und auf achtzig an junge Wüstlinge. Sündengeld! lauter Sündengeld! Wo der liebe Gott die Geduld hernimmt, dem Satanswesen so zuzusehen! Aber genug ist das nicht. Ich lege auch tausend Mark zu, und sollte ich mir eine Schüssel alle Tage abziehn. Aber genug ist das nicht."

Da brachten wir alle unsere Habseligkeiten: mein Vater die Uhr und die Dose, die er erst erhalten hatte. „Alle Teufel!" rief Saalfeld — „ich will damit, mit der Uhr zu dem Juden, zu diesem marmorherzigen Juden gehen, und will sie ihm zum Kauf anbieten, und will ihm dabei sagen: „Das schickt ein armer Teufel von Bruder an einen noch ärmern Teufel von Bruder;" und wenn er noch einen Blutstropfen im Herzen hat, so will ich ihn aufs Gesicht hervorholen.

Er nahm meine Perlen. „Alle Henker! Jungfer," rief er — „Glasperlen thuns auch. Ich will Dir eine Schnur schicken. In Deines Oheims erloschenen Augen hängen Angstperlen, arme Seele! und Dein Hals da ist so rund und weiß, und Deine Augen glänzen noch so hübsch, daß es eine Narrheit ist, Per-

len zu tragen, eben als wolltest Du eine Rose schminken."

So ging das fort. Nun rechnete er aus, was das alles machen würde. Wir hörten nun erst recht, welch einen reichen Schatz wir im Hause gehabt hatten. „Wie gesagt," rief er — „tausend Mark lege ich dazu! Ich kenne einen Capitain Woord in Hamburg, der nach Bombay geht, der soll alles besorgen, eine ehrliche Seele!"

Nun ließ er anspannen, und rief im Weggehen: „Der Jude! der Ischarioth! Den Bruder hat er verhungern lassen! seinen eigenen Sohn verschachert er an einen alten Satan von Mäkler, den Stake, der so berüchtigt ist in Hamburg, daß der Teufel selbst ihm aus dem Wege geht!"

Nun fuhr er ab, der alte ehrliche Mann, voll Freuden, daß er den Oheim Ferdinand gerettet sah, ohne zu fragen, woher wir das hatten.

Als er fort war, sagte mein Vater, Wilhelmen betrachtend: „Lebten wir denn nicht, als Julius und Clementine noch bei uns waren? Warum sollten wir nicht jetzt leben, da wir für die nicht mehr sorgen dürfen? Fasse Muth, Wilhelm! Wir wollen uns einschränken. Deine Schwestern können hier

schlecht und recht gehen; ich auch; deine Mutter auch. Was brauchen wir Visiten zu geben? Sind wir denn nicht am glücklichsten, wenn wir allein sind?"

Sieh, liebste Clementine, nun stehen wir eine Stunde früher auf, und arbeiten. Mein Englisches habe ich aufgegeben, was mir freilich ein wenig weh that. Wir behelfen uns jetzt sehr. Die kleine Adelheid meinte zwar, wir sollten dem Capitain sagen, auf welche Weise wir um seine Geschenke und um alles gekommen wären; aber da sie unsern Schmerz bei ihren Worten sah, fing sie herzlich an zu weinen, und sie ist seitdem so fleißig an ihrem Rädchen gewesen, daß sie uns Alle wieder beschämt.

Dir sollte ich es schreiben; denn der Vater meint, das einzige, was wir für Dich noch thun könnten, wäre das, Dich an unsern Freuden Theil nehmen zu lassen; und eine Freude ist aus unserer Armuth geworden. Das fühlen wir Gottlob Alle. Wilhelm am meisten.

Wir haben den Vater gebeten, ein paar hundert Thaler auf unser Haus aufzunehmen, um es an Wilhelmen zu wenden, und an Ferdinanden. Er hat es halb versprochen.

Schreib Du ihm doch darüber, Clementine; Du weißt, der Vater hörte immer auf Dich so gern. Was ists denn nun mehr? Es wird ja wohl anders und besser werden. Ach Du schreibst so wenig. Sie grüßen Dich Alle, gutes Kind, und Deinen zweiten Vater, den edlen Capitain. Aber wissen darf er kein Wort davon; doch das weißt Du so gut als wir, denn er ist gar zu gut! gar zu gut!

Capitain Bloem zur Fortsetzung an Roger.

Begreifst Du nun, mein guter Roger, warum sich das liebt, und so sehr liebt! begreifst Du nun, welch eine himmlische Blüthe die häusliche Liebe ist, und daß das die wahre Sünde gegen den heiligen Geist ist, diese Liebe, diese heiligen Bande der Natur anzutasten? O weh mir! ich Sünder! was that ich denn, daß ich vor der verschlossenen Himmelspforte stehen bleiben mußte? Aber ich will sie Alle lieben. Sie sollen Alle meine Brüder, meine Schwestern, meine Kinder seyn, und einen guten Anfang dazu habe ich ja schon gemacht.

Gleich die ersten Zeilen des Briefes rührten mich; diese schwesterliche Liebe in allen, und immer, den schönsten Gestalten; die Achtung, womit die andern die höhere Natur Clementinens anerkennen. Die Liebe Reginens, und ihre natürliche Fröhlichkeit, doch so harmonisch, als wäre die Eine nur das Echo der Andern. Mein Herz war weit und menschlich geöffnet; da stieß ich auf den Namen Warnike. Meine Hand zitterte, mein Auge füllte sich mit Thränen, mein Herz mit der vergangenen Jugendzeit, meine Phantasie mit den Freuden, die mir bevorstanden, wenn ich ihn, den ich so unendlich liebte, nun wieder an den vollen Busen drückte.

Es war ein Glück, daß Clementine hinausgegangen war, sie hätte sonst gesehen, welch einen ganz eigenen Antheil ich an diesem Briefe nahm. Sie hätte alles errathen. Alles!

Ich mußte den Brief niederlegen, und warten, bis in meiner Seele erst wieder Platz für eine neue Empfindung war. Ich ging auf und nieder im Zimmer, ich pfiff, ich sang, ich war außer mir vor Freude.

Nach einer Stunde las ich wieder. O welch einen Bruder habe ich! O edles Herz! O großmüthige Seele! Alle Quellen der Freude gos-

sen ihre Lebensströme über meine Seele aus, über mein Leben. Ich wollte schon in Clementinens Arme fliegen, und rufen: „Ich bin der Bruder! ich bin der Ferdinand, für den Dein Vater so großmüthig alles aufopfert!" aber die Worte: „der Jude! Judas Ischarioth!" hatten doch einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich muß die Rolle des Honorins Bloem noch eine zeitlang fortführen, um zu sehen, wie weit der Haß meines Bruders geht. Er könnte mich von sich stoßen, troß meiner Geldsäcke; denn er ist eben so eitel, als geizig. Ich kann nicht sagen, was er thun würde, wenn ich sagte: „ich bin Ferdinand!"

Ich war so heiter, daß die Verschacherung seines Sohnes an den Mäkler Stake mich nicht irre machen konnte. Ich schlage den Kerl mit seinen eigenen Geldsäcken todt, wenn er sich zwischen die Liebe Forstbergs und Reginens eindrängen will. Und so dämmte ich meine Freude in den engen Kreis meines Herzens ein, und sagte ganz ruhig zu Clementinen: „Ich soll so thun, als hätte ich das alles nicht gelesen?"

„Ja, liebster Vater! Denn, wenn mirs mein Vater auch nicht bestimmt untersagt hätte, es Ihnen zu erzählen: so würde die Hälf-

te seiner schönen Freude, und gerade die schönste Hälfte — vergehen, wenn ihm seines Freundes und Bruders Rettung nicht ein großes Opfer gekostet hätte."

„Aber Deine beiden Brüder, mein Kind?"

„Ach, liebster Vater, wie gern wäre ich an ihrer Stelle! Wie gern brächte ich ein Opfer mit allem, was Ihre Güte mir gibt! Sie haben doch gelesen, wie glücklich sie Alle sind. O Vater, glauben Sie mir, unser Glück ruhet auf dieser Liebe, und unsre Liebe auf diesen Opfern."

Sie drang mir noch einmal das Versprechen ab, mich gar nicht hinein zu mischen; ich umarmte sie, und nun kündigte ich ihr an, daß ich auf einige Tage verreisen müßte. Ich wollte zu Warniken.

An Woord schrieb ich sogleich, die Sachen für mich an sich zu nehmen, und mich nicht in der Fülle seines frohen Herzens zu verrathen. Ich wollte selbst nach Hamburg. Denn von diesem Stake muß ich wissen, welch einen Schacher er mit meinem Bruder hat. Er hat eine Tochter, so viel habe ich hier erfahren, und ist unermeßlich reich, und unermeßlich geizig. Nur gegen seine Tochter nicht. Der Teufel wird ja meinen Bruder nicht geplagt haben, seinen Sohn für das

Mädchen zu bestimmen? Von Hamburg aus fliege ich zu Dir, wenn ich Zeit habe. Adieu! Heute reise ich zu meinem Busenfreunde. Gott stehe mir bei, daß nur Armuth das Unglück ist, das ihn drückt! Lebe wohl!

Hamburg.

Capitain Bloem an Roger.

Ich ging über Grünau nach Möllen. Grünau ist so gut als mein. Mein Bruder hat es nicht gekauft. Ein paar Zimmer hatte ich meubliren lassen, um hier einen Theil des Sommers zuzubringen, wenn Julius etwa nicht früh genug von seiner Mädchenjagd zurückkommt. Ich blieb hier eine Nacht; am andern Morgen früh ging ich an der Seite des Sees hin nach Möllen, wo Warnike wohnt. In Möllen zog ich Nachricht von ihm ein. „Ja," sagte man mit Kopfschütteln — „der Mann ist so ein Winkeladvokat, der für Geld zu allem feil ist. Im Meklenburgischen ist er abgesetzt. Aber er muß irgendwo einen guten Zug gethan haben; denn er hat die Hausmiethe bezahlt und seine Betten eingelöst."

Die Nachrichten drangen mir durchs Herz. Sie wurden von allen Umstehenden bestätigt. Ich fragte in der Gaststube des Wirthshauses darnach. Leider, weiß ich, Roger, was die Noth aus einem Menschen machen kann. Aber dieser Warnike war zu edel, zu stolz, zu lustig so gar, um sich von der Noth so unter den Pantoffel bringen zu lassen.

Ich ließ mir das Haus zeigen, wo er wohnt, und ging hinüber.

„Drei Treppen hoch!"

„Das heißt unterm Dach?"

„Ganz recht!"

Ich stieg hinauf. Auf der dritten Treppe begegnete mir ein Kind, ärmlich, aber ganz reinlich gekleidet, mit einem auffallend frohen Gesicht, ein Stück schwarzes Brod in der Hand, in das es mit allem Appetit der Kinderjahre und des Hungers hineinbiß. „Ist der Vater zu Hause?" fragte ich.

„Der Vater nicht, aber die Mutter. Ich will Sie hinauf bringen. Es ist finster oben; Sie möchten sich stoßen."

Ein freundlicher Kinderton war es, womit das Mädchen das sagte. Sie faßte mich beim Aermel und führte mich durch das Dunkel an die Thür, und öffnete sie sogleich. Ich trat in ein Dachstübchen. Mein Herz zitterte vor

Furcht, überall die häßlichen Spuren einer langen Armuth zu finden; aber wie soll ich Dir's beschreiben, was ich sah? die Armuth neben einer Art von Zierlichkeit so gar. Vor dem Dachfenster Gardinen. Ein hölzerner Tisch, aber weiß, daß man davon hätte essen können. Stühle von Holz, aber glänzend. Die Frau in Leinwand ärmlich gekleidet, aber rein und zierlich. Zwei kleine Kinder auf Fußschemmeln, das älteste ein Mädchen mit einem Strickzeuge in der Hand, der Knabe von fünf Jahren mit einem Schieferstift, womit er Buchstaben auf den Rest einer Schiefertafel mahlte.

Die Frau kam mir entgegen, mit einem freundlichen, einladenden Gesicht, nicht schön, aber mit einem sprechenden frohen Auge, als ob das Auge der Kugel Fortunens gebieten könnte. Sie war sechs und dreißig Jahre alt; ich hätte sie für dreißig genommen, so frisch war Farbe, Blick, Gestalt und Bewegung. Man sah ihr kein Elend an; hätte ich sie in einem schönen Zimmer getroffen, ich hätte sie für reich gehalten.

„Madame," sagte ich — „ich habe einen verwünschten Handel auf dem Halse, zu dem ich den Rath eines recht ehrlichen Mannes gebrauche. Man hat mich hierher gewiesen."

„Guter Gott!“ sagte sie erröthend — „haben wir noch Freunde hier oder irgendwo?“ Das sagte sie wieder mit einem Tone, der so wohlklingend war, daß ich jetzt schon hätte schwören wollen, diese reine Stimme komme aus einem reinen Herzen.

„Ich fragte nicht nach dem ehrlichsten Advokaten, sondern nach dem ärmsten. Denn der ärmste, dachte ich, ist auch der ehrlichste.“

„Da hat man Recht gehabt, Sie hierher zu weisen. Um so mehr bedaure ich, daß mein Mann nicht zu Hause ist. Ich hoffe, mein Herr, nach einer Stunde schon, sollten Sie dann auch gemerkt haben, daß er der ehrlichste Mann von der Welt ist.“

„O, ich habe Zeit, auf einen ehrlichen Mann eine Stunde zu warten, auch wohl zwei und noch mehr.“

„Es könnte leicht Abend drüber werden.“

„Madame, es könnten Jahre darüber hingehen, ehe man einen recht ehrlichen Mann trifft; und die Versicherung aus Ihrem Munde gilt mir viel. Ich habe Zeit, bis Abend zu warten, wenn Sie mich diesen Mittag zu Ihrem Gast machen wollten.“

„Dann wäre mein Mann nicht der ärmste Advokat, wenn ich das könnte.“

„O ich nehme vorlieb. Es müßte doch

schlimm seyn, wenn ein Mann das nicht wohlschmeckend finden sollte, was eine Frau genießt, und eine Mutter ihren Kindern gibt.“ Da benetzte sich das schöne Auge; eine noch schönere Röthe der Verlegenheit überzog die Wangen, und doch lächelte der frische Mund, wie muthwillig. Sie drehete sich schnell um, holte ein Brod aus einem Schranke hervor, und sagte: „Das ist unser Mittagsessen.“

„Das wäre mir nur doch um Ihrentwillen zu wenig, und so erlauben Sie, daß Sie bei mir essen, aber hier.“ Ich legte meinen Oberrock ab, und dann ging ich hinab, und bestellte im Wirthshause einige Schüsseln, die herüber gebracht werden sollten, und ging dann wieder zu der Frau meines Freundes. „Ich habe Essen bestellt, Madame! Es wird bald kommen. Sie werden mir das nicht übel nehmen. Ich glaube Ihnen, daß Ihr Mann der ehrlichste Mann ist; glauben Sie mir, daß ich es auch bin. Um nun die Bekanntschaft mit einem ehrlichen Mann anzufangen, ists nicht übel, wenn man mit der Frau und den Kindern anhebt.“

Sie wurde verlegen, sehr verlegen; und das war mir recht. Denn ich wollte sie von Grund aus kennen lernen. Ich fragte die Kinder um ihre Namen, zeichnete dem Knaben

ein Schiff auf seine Schiefertafel, erklärte es ihm, während die Frau hinabging, ein Gedeck zu holen oder zu borgen.

„Ich bin ein Schiffer, Madame," sagte ich, als sie wieder kam — „es mag leicht nicht in der Regel des festen Landes seyn, was ich thue, oder wie ich es thue; aber ich thue es mit einem redlichen Herzen. Der Knabe, Madame, ist ein braver Bursche, voll Geist und Leben." Sie lächelte nur, und lief umher, um den Tisch zu besorgen.

Das Essen kam, Wein kam, und nach dem ersten Glase eines vortrefflichen Burgunders, den ich mitgebracht hatte, verflog die Verlegenheit der Frau. Sie scherzte recht heiter über die wunderbare Art ihrer Gastfreundschaft. Die drei Kinder hingen auf meinen Knieen; denn ich hatte nicht vergessen, auf meinem Wege ins Wirthshaus alle Taschen voll für sie einzukaufen.

Nach Tisch ging denn das Herz vertraulicher auf. Sie erzählte mir von ihrem Manne, von seinen Kenntnissen, von seiner Güte, von seiner Liebenswürdigkeit.

„Aber wie gehts denn, zum Henker! zu, Madame, daß er auf einem Dachstübchen wohnen muß? Hat er keine Freunde? gar nicht

einen? hat er kein Amt gehabt? wie ist das gekommen?"

Nun erzählte sie mir, woraus gar nichts hervorging. Ich schüttelte den Kopf. „Entweder die Sache hängt anders, Madame, als Sie sagen, oder Sie wollen nichts sagen."

Sie gestand das letztere mit Lachen. „Es ist das Geheimniß meines Mannes," sagte sie — „ich weiß es wohl, aber eine Frau, die das Vertrauen ihres Mannes hat, muß schweigen können. Sie nehmen so viel Theil an uns, und so wollte ich Ihnen doch etwas erzählen."

Wie es die Weiber immer machen! Fodert man ein Geheimniß, so geben sie uns eine Thräne oder ein hübsches Lächeln, nachdem es kommt." Sie lachte wieder, und meinte, die Männer verdienten es nicht besser.

„Machen Sie es mit Ihrem Manne auch so?"

„Hundertmal so in einem Tage. Mir thut oft das Mutterherz weh, wenn ich die da —" sie nahm den Jüngsten auf, und drückte ihn herzlich an die Mutterbrust, und im Auge hing sogleich eine Thräne. Es war der schönste Kommentar zu den Worten: „wenn ich die da leiden sehe!" und sie aber nicht sagte. Sie fuhr fort: „Was quält Dich? frägt mein

Mann, wenn mir das Mutterherz weh thut. Ach, sage ich dann verdrüßlich: Ich brauche Zwirn und habe keinen Boten. Ist das alles? sagt er dann spöttisch, und geht und holt mir Zwirn; und so geht eine schwere, kummervolle Minute unbemerkt an ihm vorüber. Und mir wird das Herz auch leichter, weil ich ihn angeführt habe, der sich einbildet, er kann meinen kleinsten Kummer errathen. Ach, er kennt meinen schwersten nicht zur Hälfte!"

O Weib! Weib! o du Engel des Trostes! Stumm und lächelnd geht das Weib unter der schweren Bürde des Lebens neben dem Manne, der fluchend und verzweifelnd es abwerfen würde, wenn das schwache Weib nicht die größere Hälfte der Last trüge und verbürge. Sieh, Roger, ich küßte des theuren Weibes Hand, und dann — weil sie so lieblich lächelte — den Mund.

„Wissen Sie wohl," sagte ich — „daß ich anfange, Ihren Mann für den reichsten Advokaten in ganz Niedersachsen zu halten, und Sie für die reichste Frau und Mutter?" Sie schüttelte betrübt den Kopf „Ach, mein Herr," sagte sie — „wir haben Minuten, die Königreiche aufwägen; aber das Leben ist länger als eine Minute. Was Jeder für sich leidet, ist wohl fast eine Freude; aber was er

für den Andern leidet, o! o!" — hier hob sie die Hände, gefalten, ein wenig empor — „das thut weh! sehr weh! Ach jetzt sind wir glücklich, denn wir sind sehr reich. Mein Mann hat einen Freund; o er hat ja alles, was das Leben beseligt, was in einzelnen Minuten unsere Herzen erhebt! Er hat einen Freund, der ihn liebt, ein Weib, das ihn beglückt, gesunde Kinder, ein Obdach, und doch — doch — seine Sorge für mich, meine für ihn! Die da, Gottlob! fühlen es nicht."

Unter solchen Gesprächen ging der Tag hin. Ich hatte eine unendliche Achtung für die Frau gewonnen, die das Leben so leicht trägt, und aus ihrem schwersten Kummer, eine lachende Minute für ihren Mann macht. Roger, ich schwamm im höchsten Vergnügen.

Nun kam endlich der Mann. Er trat ins Zimmer, und alles hing an seinem Halse. Trotz dem, was mir die kleine Frau erzählt hatte, hätte ich doch gern mit ihm getauscht, obgleich das Leben länger ist, als eine Minute, wie sie sagte.

Nun kam die Rede auf mich. Er sah mich an mit einem fremden Blick, und doch mit einem Blick, der tief in mein Herz drang. Die Frau erzählte ihm von mir mit einem so fröhlichen, heitern Wesen, daß sie dem Kummer

selbst ein Lächeln hätte abgewinnen müssen. Ich erzählte ihm nun einen Prozeß, der so toll war, wie er seyn konnte, und bat ihn um Rath. Er verlangte die Urkunden darüber, nebst den ante actis zu sehen. Die versprach ich ihm in acht Tagen etwan. „Aber so lange Herr Warnike bin ich Ihr Gast; und damit Sie meinen verdammten Prozeß ohne alle Sorge führen können: so erlauben Sie mir" — hier zog ich mein Taschenbuch — „Ihnen einen Vorschuß zu machen, dessen Sie bedürfen können."

„Ehe ich weiß, ob ich ihn führen darf? Nein, mein Herr! Nein! — Wer ist denn der Herr?" fragte er seine Frau.

„Ich und Ihre Frau haben so viel interessante Dinge abzumachen gehabt, daß sie nicht weiß, wie ich heiße. Ich bin Capitain Honorius Bloem."

„Honorius Bloem?" fragte er. „So —" — sagte er und sein Gesicht erheiterte sich — „so ist es wohl kein Zufall, der Sie hieher bringt. Sind Sie in Dünhof gewesen?"

„Verrathen also? Gut denn, mein Herr, ich bin dieser Honorius Bloem, und kurz: Sie haben Recht, ein Zufall ist es nicht, der mich hieher führt, und den Prozoß mag der Teufel führen, denn er kommt aus der Hölle,

weil er erlogen ist; aber ich lasse Sie nicht wieder los, Herr Warnike!" Er betrachtete mich jetzt mit großer Aufmerksamkeit, wie man Jemanden betrachtet, den man errathen will. Aber meine Narbe über der Nase verstellte mich hinlänglich.

Es waren schöne Tage. Ich schlug am andern Morgen eine Spazierfahrt auf dem See vor. Er schlug mir es ab, und zwar recht kurz. Ich steckte mich hinter die kleine Frau, sie willigte ein, und erschmeichelte auch Warnikens Einwilligung.

„O was wollen Sie mit uns, Herr Capitain?" fragte er, während die Frau für die Spazierfahrt alle ihre Kleiderchen zusammensuchte, um ein erträgliches daraus zusammen zu setzen. Sieh, Roger, da hast Du wieder eine sehr, sehr gute Eigenschaft des Weibes, die wir ihnen häufig zum Vorwurf machen. Fangen wir — Männer Grillen: so — tausend gegen Eins! — der Mann zieht die Vorhänge vor seinem Fenster zu, setzt sich in den dunkelsten Winkel des Zimmers, und macht jeder frohen Minute, die von selbst kommt, ein Bärengesicht. Eine Frau hingegen schlägt das Auge jedem frohen Lichtstrahle entgegen, hüpft bei jeder Tanzmusik ein paar Takte mit umher, nimmt jede kleine Freude, die das

Schicksal oder der Zufall beut. Mitten im Schmerze vergessen sie nicht, einem Fremden einen Stuhl zu bieten, und beim Nießen „Gott helf!" zu sagen. Wir sind der Weißdorn, der erst im Ungewitter und Sturm ausbricht; sie sind die Schneeglöckchen, die bei dem ersten milden Lufthauche freundlich empor blühen. Gott segne die freundlichen Geschöpfe, ohne welche die Erde eine wahre Marterkammer des Geschicks seyn würde.

„Was wollen Sie mit uns?" fragte er grießgrammig.

Mein Wagen stand unten vor der Thür schon, mit ein paar schönen Braunen prächtig bespannt.

„Wir fahren —"

„Was sollen meine Nachbarn sagen, wenn ich in dieser Equipage —"

„Laß sie doch reden! Ich freue mich auf das Vergnügen, und die Kleinen da, sieh doch nur, wie die große Augen machen werden."

„Es wird mich schmerzen."

„Es wird uns erheitern, nicht wahr, Herr Capitain?"

„Wir werden zum Gespötte werden."

„Aber wir werden einen glücklichen Tag haben."

So ging das, bis wir im Wagen saßen. Wie es die kleine Frau angefangen hatte, sich so ganz ordentlich herauszuputzen, begriff der Mann noch weniger, als ich. Er konnte seine Augen nicht von dem hübschen Weibe abwenden, und er hätte gern gebrummt. So undankbar sind wir Männer!

Am Ufer des Sees ließ ich halten. Ich hatte eine Barke bestellt, die uns nach Grünau bringen sollte. Ich ließ den Wagen dahin gehen. Wir stiegen lustig ein, und pfeilschnell durchschnitt die Barke den See. Wir hatten den schönsten Südwind, und gingen also mit vollen Seegeln. Ich saß neben meinem Freunde. Ich betrachtete ihn. Ich berechnete, wie viel Unglück dazu gehört hatte, im Besitz eines so liebenswerthen Weibes und dreier Kinder, sein Gesicht so blaß zu machen. Ich bat ihn um die Geschichte seines Lebens.

Er sah mich mit einem finstern Blick an, und sagte dann bedeutend: „Ich lebte, nahm ein Weib, und starb! Wahrhaftig," setzte er hinzu — „da haben Sie alles, was ich frohes aus meinem Leben erzählen kann." Er reichte seiner Frau die Hand mit einem zärtlichen Blicke.

„Sie vergessen die Dreie da; und dann

erzählte mir gestern Ihre Frau von einem Freunde."

„Ja," rief er heftig — „und schlügen sie diese Hände in Fesseln, und verschlössen sie mir den Anblick des Lichtes, ja, so müßte ich sagen, ich war reich. Ich hatte ein theures Weib, geliebte Kinder und einen Freund."

„Auch Menschen, die Lust gehabt hätten, diese Hände in Fesseln zu schlagen?" fragte ich.

Finster sagte er: „Das sagte ich nicht. Aber, Herr Capitain, was wollen Sie von mir? was?" Er sah mich bedenklich an.

Ich schwieg nun. Er saß finster vor sich niedersehend da; desto heiterer strahlte das Gesicht seiner Frau. Sie erheiterte ihn von Zeit zu Zeit. Endlich sagte sie: „So habe ich Dich nie gesehen, geliebter Carl!"

Auf einmal sagte er mit finsterm Ernste: „Der Blume, Frau, der uns unterstützte, war selbst ein Bettler, wie wir. Er gab dem Freunde, und nahm es den Kindern, seinen Kindern.

Die Frau erschrack heftig. Sie wollte ihrem Mann beide Arme reichen. Sie machte eine unvorsichtige Bewegung, und der Knabe, den sie auf dem Schooße hatte, fiel rückwärts über Bord, und wurde von dem See

verschlungen. Ein Geschrei hörte ich nur. Ich warf den Rock ab, und sprang dem Kinde nach, das in dem Augenblicke wieder zum Vorschein kam. Ich ergriff es, hielt es mit einer Hand empor über dem Wasser, schwamm mit der andern, und rief den erschrockenen Schiffern zu, sie sollten umlegen, damit ich das Schiff erreichen könnte, das mit vollen Seegeln dahin rauschte.

Die Mutter stand aufrecht. Ihr Mann hielt sie; denn sie war im Begriff nachzuspringen. Ich arbeitete mit Macht vorwärts, rief noch einmal den Leuten zu, umzulegen, bis ich endlich die Seite der Barke erreichte. Ein Schiffer nahm das Kind hinein. Die Mutter sank mit dem Kinde an ihrer Brust auf die Kniee, und betete so inbrünstig, daß die Kerle, statt mir zu helfen, die Hüte in die Hände nahmen. Der Vater endlich reichte mir die Hände, und so kam ich glücklich wieder an Bord. Der Kleine brach das Wasser von sich, schlug die Augen auf. Ich zog ihn aus, und wickelte ihn in meinen Rock. Die Sonne schien warm. Ehe wir das Ufer erreichten, war er wieder in seinen getrockneten Kleidern, und lachte nun selbst, und erzählte, wie es ihm unter dem Wasser gewesen war, daß ihn die Nixe hinunter gezogen, aber daß er wohl gese-

hen, wie seine Mutter ihn wieder empor gezogen hätte.

Die Mutter saß da mit den erblaßten Wangen, den Thränen im Auge, dem frohen, entzückten Lächeln auf den Lippen, und hörte den Kleinen plaudern. Sieh, mitten in diesem stürmenden Meere des seeligen Mutterentzückens war sie doch die Einzige, die bemerkte, daß ich naß war, zum Triefen.

Es war nichts zu machen, denn ich konnte meine Kleider nicht trocknen. Ich ließ Mutter und Kinder in den Wagen steigen, und ging mit meinem Freunde nach Grünau.

In fünf Minuten war ich nun umgezogen, und kam zu ihnen ins Zimmer.

Nun kam die Mutter mit dem Knaben auf dem Arm zu mir, um vor mir nieder zu sinken. Ich küßte die schönen Lippen, nahm dann den Knaben an meine Brust, und sagte zu dem Vater: „Das Kind ist mein! Ich habe ihm das Leben gegeben, so gut wie sein Vater. Uebrigens, meine schöne, heitere Frau, machen Sie Anstalt zu einem kleinen Feste auf die Rettung des Kindes; denn ich bin hier Ihr Gast so gut wie in Möllen."

„Das heißt, ich habe hier über so viel zu befehlen, als in Möllen, über nichts."

Um Vergebung, über viel; denn sehen Sie,

diese Seite des Hauses ist die Ihrige, die Sie von heute an bewohnen. Mann und Frau öffneten große, starre Blicke auf mich. Ihr Mann da liebt, das weiß ich, die Landwirthschaft. Sie auch, haben Sie mir gesagt. Garten, Park, Hof, Stall, Küche und Keller werden Sie besehen. Ihr Mann und ich wollen die Aecker und die Forsten bereiten. Uebrigens gefällt mir Deine Frau viel besser, als Du, Carl! und wenn ich heute Deinem Sohn das Leben gerettet habe: so habe ich nichts als eine alte Schuld bezahlt; und wenn Du Deinen Bruder und Freund nicht wieder erkennst: so ist ein Windbeutel von französischem Chirurgus Schuld daran, der mir die Stirn mit einer ungarschen Nath zusammenflickte. Kennst Du mich nicht, Carl?" fragte ich mit offnen Armen — „Deinen Ferdinand nicht, dem Du Dich vor das flüchtige Pferd warfst, als er eben in die Lehmgruben hinabstürzen wollte? Bruder Carl! wir schworen da im Abgrunde Freundschaft auf Leben und Tod. Ich komme, den Schwur zu halten."

O heilige Freundschaft, schönste Göttin dieses Lebens, und jenes Lebens! Ja, Roger, auch Jenes, mein Freund! Laß die kalten Philosophen den Geist auf das Denken beschrän-

ken. Der Geist besteht nur durch Liebe und Haß. Trauernd würde ich aus des Himmels Lichtgefilden zur Erde hinabschauen, sehnend in das arme Leben, wenn ich nicht dort mein Herz an das Herz des Geliebten drücken könnte.

Hamburg.

Fortsetzung.

Nun merk auf! Der Freund stürzte an die Brust des Freundes, und rings um versank die Welt und das Leben. Die Liebe blieb uns allein. Die kleine Frau? Die flog in meine Arme; aber nach fünf Minuten hatte sie mir Küch- und Kellerschlüssel abgefodert, um sogleich ihre kleine Welt in Bewegung zu setzen. Sie dachte mitten in dieser wollustreichen, hohen, himmlischen Stunde an den neuen Zustand; mit thränenvollen Augen betrachtete sie das Zimmer, obs bequem war. Und als noch lange diese Stunde in den Seelen der beiden Männer nachzitterte, wie der Donner in den Alpen, da rannte sie schon mit den Schlüsseln Trepp auf Trepp ab, kannte schon jeden Winkel des Hauses, alle Bewohner, hatte schon die Stammtafel ihrer künftigen Leute im Vor-

überlaufen aufgegriffen, und dabei flossen doch schöne und aufrichtige Thränen über die Wangen, welche die Geschäftigkeit mit einem höhern Rosenroth mahlte.

O ihr beugsamen Geschöpfe, die ihr Leid und Freud zu gleicher Zeit in Euer Herz lassen könnt, mit goldnen Engelsflügeln schwebt, und doch nicht von der Erde wegkommt, während wir fest wie die Eiche in das Leben einwurzeln, oder es auf immer verlassen! O ich hätte am heutigen Tage noch hundert solcher Apologien dem weiblichen Geschlecht, und dieser Frau machen können, die der Repräsentant ihres Geschlechts war.

Wir wollten nun gehen, ich und ihr Mann, aber da war der Fragerei gar nicht zu entgehen. Sie wollte wissen, ob sie den Schlüssel der Tischuhr unter oder auf die Uhr legen sollte.

„Potz Lust und Schmerz!“ rief ich — „Sie sind hier Königin, und ich bin Ihr gehorsamer Diener!“ und da ging ich mit ihm, um das Feld zu bereiten. Aber wir sahen nicht einen Grashalm, sondern wir schlichen zurück in die Vergangenheit, in die muntre Jugend, in die goldne Zeit, da wir noch das Leben mit den Ehrenpforten, Siegskränzen, Lorbeerdiademen, und der ganzen Glorie der Hoffnung

vor uns hatten, und wir fragten uns einander: „Was hast Du erworben von dem alten?"

„Stich und Peitschenwunden, Folternarben, Risse von Dornen, Brandmahle," sagte er finster — „und von allen Kränzen nur den Rosenkranz der Liebe, der mir aber auch zuweilen wie eine Dornenkrone das Blut über die sorgende Stirn rinnen läßt."

Ich zeigte ihm meine Narbe. Er mußte lachen, da ich sagte: „Den Kerl hole der Teufel, der mir sie so zusammen flickte, nicht den, der mir sie gab!" Nun rückten wir näher an die Gegenwart. Er fragte verwundert, warum ich das Incognito spielte.

„Des Geheimeraths wegen, Bruder Carl," sagte ich — „Ich habe ein Plänchen mit ihm."

Er sah mich finster an. „Traue ihm nicht, Ferdinand!" sagte er auf einmal heftig — „Traue ihm nicht!"

„Warum nicht?"

„Er, er hat mich unglücklich gemacht."

Das sagte er mit einem furchtbaren Ausdrucke des Schmerzes und des Abscheues, daß ich mich fast zu fragen scheute.

„Er liebte Dich ja," sagte ich endlich.

„Wie er lieben kann. Die Liebe wird in diesem finstern Herzen eine wilde Begierde,

nichts weiter. Er liebte mich; ja, ich war reich. Ihr waret arm. Ich bedeutete auf der Schule etwas, er nichts. Er suchte meinen Umgang; ich ein Herz, und das hatte er nicht. Da kamet Ihr, Du und Dein Bruder. O Du weißt es noch, Ferdinand, wie ich mich an den frohen muthigen Knaben schloß, an Dich. Du weißt noch, mit welcher Liebe wir uns suchten und fanden.

„Er machte mir Vorwürfe über unsere Freundschaft. Er verhetzte Dich bei mir, mich bei Dir. Wir lächelten nur, und standen desto fester bei einander. Göttingen schloß unsere Liebe noch fester, er fing an, uns zu hassen. Du ehrtest ihn seiner Ordnung, seiner Rechtlichkeit wegen. Er war Dein Bruder, darum schwieg ich. Aber, glaube mir, er hat uns immer gehaßt.“

„Meinen guten, weichen Bruder hat er gehaßt,“ rief ich heftig — „aber nicht mich.“

„Deinen Bruder haßte er nicht so, als Dich, Ferdinand, glaube mir. Ihn verachtete er, seiner Beugsamkeit, seiner Weichheit wegen. Dich haßte er; denn Du standest gegen ihn, Stirn gegen Stirn. Dein froher Muth, Dein muthwilliger Spott, drangen schneidend in sein neidisches Herz. Dich haßte er, weil Du alles verachten konntest, was

ihm so theuer war, Rang, Geld, Umgang mit Adlichen. Er schmeichelte Dir nur, wie ein boshafter Hund einem Löwen. Er verzeiht Dir nie, daß Du Dich für ihn schlugst, daß Du ihn beschützen konntest. Er ist nicht boshaft, obgleich — aber Neid und Hochmuth haben ihn böse gemacht, wie sie ihn geizig, arbeitsam, artig, rechtlich machten. Er hat den Schein jeder Tugend, und von jedem Laster einen Keim in seiner Seele, der — entwickelt durch Umstände, durch seine Plane, zur herrschenden Leidenschaft wird, freilich nur auf eine zeitlang. Er gehört zu den Spitzbuben von rechtlichen Leuten, die nicht auf der Landstraße rauben, aber in dem Kabinette Lug und Trug üben, welche die Ehe nicht brechen, als nur jeden Tag hundertmal in ihren Wünschen, und im Dunkeln, die das edelste, das weichste Herz zu einer Pfote machen, womit sie die Kastanien aus dem Feuer holen."

„Er hat Dich unglücklich gemacht, sagtest Du?"

„Darum nicht, Du kennst mich. Aber Dich haßt er. Dich! laß Dich nicht mit ihm ein, rathe ich Dir!"

„Ich habe mich mit ihm eingelassen, Bruder, Carl! Ich habe mich tief mit ihm eingelassen."

Hier erzählte ich ihm, wie. Ich erzählte ihm seiner Söhne Liebe zu Reginen und Clementinen.

Er ergriff zitternd meine Hand. „O hätte ich Dich früher gesprochen! Aber es ist vielleicht zu ändern.“

„Nein! denn Du kennst die Herzen nicht, so wohl der Mädchen, als der beiden Brüder.“

„Nun denn; die Herzen stehen auf dem Spiele. Lasse Gott, lasse das Schicksal walten, Ferdinand! Ich verspreche Dir meinen Beistand. Du mußt incognito bleiben. Meine Frau kann schweigen, so heiter sie ist.“

„Sie kann schweigen, daß weiß ich. Erzähle mir, wie machte er Dich unglücklich?“

„Jetzt nicht. Morgen! morgen! Du wirst ihn kennen lernen.“

Sieh, Roger, ich ging mit gramerfülltem Herzen nach Hause. Er ist doch mein Bruder. Ich liebe ihn dennoch.

Im Hause hatte die kleine Frau unterdeß die ganze Wirthschaft umgekehrt. Fenster wurden gewaschen, Zimmer gescheuert. Die Tagelöhner im Garten arbeiteten noch einmal so fleißig. Die Mägde saßen an den Spinnrädern. Sie hatte die Hausjungfer, den Verwalter, den Gärtner abgehört. Das Milchhaus war verschlossen, die Fenster waren ver-

nagelt. Die kleine freundliche Frau regierte unumschränkt mit ihrer Nachtigallenstimme. Sie gab ihrem Mann mit großem Ernst die Korn-, Scheuren- und Viehregister.

Sie fiel bald an meine, bald an ihres Mannes Brust, mit frohem Schluchzen und mit Freudenthränen, und dabei konnte sie erzählen, wie viel Nachtigallen und wie viel Spargelbeete im Garten waren. Sie hatte schon Geld eingenommen für Butter, und schon eine Communication zu Schiffe nach Ratzeburg, mit Gemüse, Butter, Eiern verabredet, und das alles mit einem Herzen, das in Freude, in Wehmuth, in Dankbarkeit zerschmolz.

Ich packte meine Zeuche aus, die ich für sie und die Kinder zur Kleidung gekauft hatte. Es war ein sehr schöner Anblick, dieses freundliche Wesen so ganz mit unserm und ihrem Glücke beschäftigt zu sehen.

Ich führte sie nun auf die Höhe am See, wo das Echo ist. Ihr Mann sah nicht und hörte nicht. Er war mit der Zukunft und mit der Vergangenheit beschäftigt. Sie ebenfalls, und mit der Gegenwart dazu. Sie rollte das Leben auf und ab, wie einen Fenstervorhang, nur um in das Leben mehr Licht zu lassen, oder den heißen Sonnenstrahl abzuhalten.

„O wie glücklich bist Du dennoch gewesen!“ flüsterte ich ihm zu. Er lächelte, und flog in die runden Arme seiner Frau.

Hamburg.

Fortsetzung.

Du mußt wissen, ich sitze hier fest genagelt, als wäre ich gespießt, wie ein guter Türk, und so vertreibe ich mir die Zeit mit Schreiben. Hier hast Du ein schwarzes mitternächtliches Stück aus dem Leben meines Bruders.

Du kennst ja die beiden Husmanns, senior und junior, Roger, beide die ärgsten Geizhälse in Deutschland. Sieh, nun bekommt Warnike, der damals Kammerassessor ist, von dem Herzog den Auftrag, in den theuren Jahren die Kornböden im Lande zu durchsuchen. Und so kommt er auch zu Husmann senior auf das Gut Brunsbüttel.

Der Alte kommt ihm in einem abgetragenen Kleide entgegen, führt ihn in ein Zimmer, aus dem vorigen Jahrhundert meublirt. Warnike macht ihm seinen Auftrag bekannt. Der Alte flucht und schwört, er hätte nicht einen Scheffel auf dem Boden. Warnike lächelt;

denn er weiß, daß er in Lübeck Böden gemiethet hat, seine Vorräthe zu fassen.

„Ich werde die Böden revidiren,“ sagt Warnike ruhig.

„Nur nicht heute, nicht morgen.“

„Uebermorgen denn.“

„Der Graf Granek muß mich bei meinen Gerechtsamen schützen. Ich erwarte ihn mit jeder Stunde. Er gilt etwas bei Ihro Durchlaucht, das wissen Sie, und — und — wehe dem, der mich armen Mann drücken will! Und Sie wollen mich drücken!“

Warnike hat Engelsgeduld bei den Vorwürfen des Geizhalses, die immer stärker und gröber werden. Endlich aber wird das Gespräch so heftig, daß es in einen Zank ausbricht, und da öffnet sich eine Seitenthür, und ein Mädchen tritt ins Zimmer, schön wie der Tag, und legt sich mit Lächeln und sanftem Bitten zwischen die streitenden Männer. Die Bodenrevision wird also drei Tage ausgesetzt, durch die Vermittelung des schönen Mädchens, dessen Anblick Warnikens Blut wie Flammen in den Adern umher jagt.

Aber der Geizhals ist eben so verliebt in seine Nichte, als in seine Kornböden. Er hat die Augen Warnikens beständig in Obacht. Kurz, Warnike ist nach drei Tagen bis an

die Ohren verliebt in das Mädchen, ob er gleich noch nicht zehn Worte mit ihr hat wechseln können. Aber die Liebe hat tausend Sprachen, und Warnike fängt an, sie alle zu reden. Die drei Tage fliegen hin, unter beständigen Versuchen meines Freundes, das Mädchen allein zu sprechen, und unter den beständigen Hindernissen eines eifersüchtigen Alten, welcher der List der Liebe die eben so feine der Eifersucht entgegen setzt.

Den dritten Tag kommt der Graf Granek, Warnikens guter Bekannter, ein fröhlicher junger Mann, der Warniken mit offnen Armen entgegen fliegt. Husmann sieht in dieser Umarmung eine List des Grafen, ihn von der lästigen Bodenuntersuchung zu befreien, und ist fröhlich, wie ein Reh. Röschen sitzt indeß; denn dem Grafen, seinem Principal, ist gar nicht zu trauen, — in ihrem Schlafzimmer eingeschlossen.

„Wo ist denn das schöne Röschen, Ihre Nichte?" ist die erste Frage, die der Graf thut.

Der Alte gibt Warniken einen Wink, und sagt ganz dreist: „Sie ist verreist, Ihro Excellenz."

„Hol Sie der Henker, Herr Husmann, daß das Mädchen immer nicht da ist, wenn

ich komme! Verlassen Sie sich darauf, ich werde das Haus durchsuchen. O ein Mädchen, Herr Assessor, schön wie die Liebesgöttin, und eingeschlossen wie ein Danae!"

Nachher, als der Graf allein mit Warnike ist, sagt er: „Das Mädchen ist im Hause. Der alte Kerl hat sie versteckt."

„Herr Graf, Sie haben doch keine Absicht auf das Mädchen?"

Der Graf lächelt. „Das heißt, Sie haben Absichten auf das Mädchen, Warnike. Und bei Gott! das sollte mir lieb seyn; denn das Mädchen ist ein vortreffliches Geschöpf, das hier unter dem Geiz und der Liebe des alten Kerls die Hölle hat. Ist sie hier?"

„Sie ist hier. Und beim Himmel! Herr Graf, ich bin nicht gleichgültig gegen das Mädchen; aber er hütet sie wie die goldenen Aepfel."

„Verlangen Sie die Kornböden zu revidiren! Ich schwöre dem Alten, ich werde unterdeß das Haus durchsuchen, um seine Nichte zu finden. Was gilt die Wette, er nimmt sie mit auf den Kornboden; denn den Paß will ich ihm allein frei lassen; es führt eine Hintertreppe hinauf. Und ist sie da: so schaffe ich Ihnen ein paar Stunden Freiheit."

Der Graf schwört, Rosine ist im Hause. Er droht, das Haus zu durchsuchen, alle Thüren aufzuschlagen, während er die Böden revidirt. Der Alte zieht Warniken auf die Seite, sagt stotternd: „Der Graf ist ein Mädchenjäger. Es ist meine Nichte, ich habe von ihr einst am jüngsten Gericht Rechenschaft zu geben. Ich will sie mit auf den Kornboden nehmen; aber verrathen Sie mich nicht!“

Sie gehen das Hintertreppchen hinauf. Röschen muß, während sie auf dem ersten Boden sind, den andern öffnen. Warnike, mit der Schreibtafel in der Hand, steht da, rechnet, schreibt. In dem Augenblick hören sie des Grafen Stimme auf dem Gange zum Boden. Der Alte sogleich dem Grafen entgegen. „Ich muß sogleich fort! Ich brauche Geld, Herr Husmann! Schnell kommen Sie, sonst schlage ich Ihnen Schränke und Alles entzwei, und suche mir selbst Geld. In fünf Minuten sind Sie wieder oben.“

Der Alte, ängstlich, will erst den Boden verschließen, wo Röschen ist. Aber der Graf tobt, will hinein. Der Alte will den Assessor herausziehen. „Der Teufel!“ ruft der Graf — „Alter Geizhals, meinen Sie, der wird Ihnen die Böden ausleeren? In fünf Minuten ists geschehen.“ Der Alte, noch ängstli-

cher, wirft die Bodenthüre ins Schloß, damit nicht etwa ein Knecht hinauf schleicht, und nun rennt er wie besessen die Treppe hinab.

Sie sind beim Geldzählen, da stürzt der Bediente des Grafen ins Zimmer; und ruft mit dem Ausdruck des Entsetzens: Hülfe! das ganze Vorwerk steht in Flammen!" Gelähmt vor Schrecken steht der Alte da. Des Grafen Wagen steht schon angespannt da. Er wirft sich mit dem Grafen in den Wagen. Er rollt davon. Nach zehn Minuten ruft der Alte: „Wir sind auf dem unrechten Wege."

„Ist der Kerl toll? Nach dem Vorwerke!" ruft der Graf. Sie kommen nach einer Stunde auf das Vorwerk. Dort kommt ein Jäger des Grafen an den Wagen. „Hier ists nicht," ruft er — „es ist auf dem Bruchvorwerke, die Spritzen sind schon fort."

„Barmherziger Gott!" wehklagt der Alte — „Unglück über Unglück! Ich hoffe, der Assessor, Ihre Excellenz — Sie kennen ihn — ist ein Mann, auf den man sich verlassen kann."

„Der Teufel! was kann er Ihnen auf Ihren Böden stehlen? Uebrigens haben Sie ihn ja eingeschlossen."

„Leider! leider! leider!"

So unter Weh und Angstgeschrei gehts mit

verhängten Zügeln nach dem zweiten Vorwerk, wo es wieder nicht brennt. „Aber sind denn die Leute toll? Meint Ihr denn, wir sind von Eisen und Stahl? Herr Husmann! Herr Husmann! Sie machen ja recht schöne Streiche mit Ihrem Feuergeschrei! Zum Teufel! Ich bin Ihr Narr nicht Was hetzen Sie mich hieher? wo brennts denn? reden Sie! wo brennts?"

Eine neue Angst für den Alten, der vor dem Grafen zittert, und seine vortheilhafte Pachtung in Gefahr glaubt.

„Wend' um!" rief der Graf dem Kutscher zu — „fahr nach Langenheide! Ich habe drei Stunden eingebüßt, um Nichts!"

„Ihre Excellenz, ich muß, bei Gott! nach Hause, ich habe den Assessor oben eingesperrt; erwägen Sie doch!"

„Und säßen alle Assessoren in der Welt mit der ganzen fürstlichen Kammer auf Ihrem Boden: so kehre ich nicht wieder um. Vorwärts, Kutscher!"

„Er muß verhungern, Ihre Excellenz, der arme Assessor, wir können vor spät Abends nicht wieder in Brunsbüttel seyn."

„Das ist zu machen," rief der Graf. „Hans!" reit' nach Brunsbüttel, und sag meinem Koch — der Assessor säße auf dem

Boden, und konnte nicht herab. Er sollte ihm Essen und ein paar Bouteillen von meinem Champagner durch die Fenster hinaufwinden. Wir würden heut Abend wieder da seyn. Er möchte es nicht übel nehmen."

Nun stieg die Angst des alten Eifersüchtigen aufs Höchste. Denn Röschen saß ja mit dem Assessor auf dem Boden. Er wußte, was ein paar Flaschen Champagner für eine Wirkung hervorbringen können; denn er hatte ihn sich oft schmecken lassen, wenn der Graf kam, der immer seinen Keller mitbrachte.

„Ach Gott, Ihre Excellenz, senden Sie doch nur keinen Champagner hinauf."

„Der Teufel, soll der Assessor dürsten? Sechs Flaschen Champagner, Hans, hörst Du, und daß der Koch ihn nicht darben läßt! Der arme Teufel wird Langeweile genug haben."

„Ach Gott! ach Gott! nur keinen Champagner! Ich will nach Hause gehen. Lassen Sie mich aussteigen!"

„Mit Ihrem Satan von podagrischem Fuße in der Nässe? fahr zu, Kutscher!" Sie fuhren nach Langenheide, wo der Graf ruhig aß und trank, und dann gegen Abend, trotz des Treibens seines Pächters, erst abfuhr.

Warnike trat an das Bodenfenster. Er sah den Alten mit dem Grafen in den Wagen steigen, und abfahren. Fünf Minuten darauf kam ein Bedienter des Grafen an die Thür, und rief durch: „Herr Assessor, der Herr Graf läßt Ihnen sagen, daß der Amtmann erst heute Abend um neune zurückkäme. Der Amtmann hat den Bodenschlüssel mitgenommen!“

Es war erst Morgens um acht Uhr. Warnike ist auf dem ersten Boden, und Röschen auf dem dritten. Der zweite lag zwischen ihnen. Eine Stunde wenigstens brachte der blöde Warnike zu, bis an die Thür des zweiten Bodens zu gehen. Er erscheint mit einer hohen Glut auf den Wangen in der Thür. Röschen tritt furchtsam in die entgegengesetzte, das Gesicht mit einer schönen Glut bedeckt, gerade wie ein fürstliches Paar, das in einem neutralen Zimmer die Ehepakten schließen soll.

„Wir sind eingeschlossen, liebe Mamsel!“

„Bis heute Abend um Neune! lieber Gott!“

„Das ist seltsam!“

„Sehr seltsam!“

„Ich bedaure Sie, Mamsel!“ Er that einen Schritt vorwärts.

„Sie werden Langeweile haben.“

„Das wohl nicht. Doch —“ mit einem

neuen Schritt, den er so lang macht, als möglich — „Sie, Sie, liebe Mamsel —"

„Ich — es ist sehr wunderbar. Was meinen Oheim weggeführt haben kann!"

Man rief Feuer!"

„Gott im Himmel, und wir sind hier eingeschlossen!" Sie verstand, es wäre Feuer hier im Dorfe. Sie stand zitternd dicht vor Warniken.

„Hier nicht; auf dem Vorwerke." Röschen entfernte sich nun gute drei Schritte wieder. Sie trat an ein Fenster, um nach dem Feuer zu sehen. „Ich sehe nichts." Er trat neben sie, um auch nichts zu sehen. Sein Herz schlug. „Bis Abends neun Uhr," sagte er seufzend. Sie antwortete mit einem noch tiefern Seufzer: „Das ist sehr lange! Und, mein Gott, es ist hier nicht einmal ein einziger Sitz, um Ihnen einen Stuhl anzubieten, Herr Assessor! Sie konnte die Augen nicht aufheben, um ihn anzusehen.

Er betrachtete das schöne Gesicht desto besser. „Wir müssen es machen, so gut wir können, liebe Mamsel!"

„Was können wir machen?" Sie warf ihren Blick auf die dicke eichene Thür. „Die Thüren sind zu fest."

„Ist Ihnen denn meine Gesellschaft so

ganz zuwider?" Ein tiefer Seufzer war die Antwort.

Er nahm ihre Hand. Sie sah in die Gegend hinaus, und merkte es nicht. „Man wird Sie vom Hofe her sehen, Mamsel!"

Sie trat zurück; denn sie wußte, daß man sie nicht sehen sollte. Nun war auf dem Boden gar nichts zu sehen, als die Waizenhaufen, und sein Gesicht mit den blitzenden Augen. Auch wendete sie sich anfangs an die Kornhaufen, und sagte alle drei Minuten mit einem tiefen, ernstlich gemeinten Seufzer: „Bis neun Uhr!"

Mitten in ihren Seufzern fing er auf einmal an zu lachen, und das arme Kind lachte mit, wie sie mit geseufzt hatte.

„Es ist doch in der That drolligt!"

„Ja, das ist es!"

„Und recht lustig dazu."

„Freilich, wie man es nimmt."

„Und wenn ichs recht überlege, so bin ich dem Zufall recht vielen Dank schuldig."

„Wenn ich Ihnen nur einen Stuhl anzubieten hätte, Herr Assessor! Wir werden müde werden, bis Neune."

„Und hungrig bis Neune!" Sie lachten wieder, und das Lachen vermehrte sich. Er faßte ihre beiden Hände, sie sahen sich einan-

der an, und lachten recht herzlich über den närrischen Zufall.

„Wahrhaftig, liebe Mamsel, wenn ich mir bei dem Glück einen Tag hätte bestellen sollen, ich hätte diesen bestellt.“

„Ja, wenn wir Stühle hätten, und zu essen, so müßten wir es abwarten.“ Sie nahm, denn sein Auge wurde so beredt, aus Angst eine Schaufel, und fing an, das Getraide umzustechen. Das war wohl klug, doch nicht allzuklug. Denn er sah ihr zu. Die Bewegung der schönen Arme, der schlanken Figur, der Anblick eines kleinen Fußes, den er bis an den Knöchel sah, führten seinem Herzen neue Flammen und seinen Augen neue Beredtsamkeit zu.

Sie hatte das Uebel ärger gemacht. „Ich wollte, Ihr Oheim, liebste Mamsel, bliebe eine Ewigkeit aus.“

„Das wird er nicht.“

„Sie hassen meine Gesellschaft! Das thut mir weh! Ich sehe es Ihnen an, Sie verabscheuen mich. Und bei Gott!“ —

„Das thue ich nicht,“ sagte sie, die Schaufel in das Korn steckend — „aber es ist doch wunderbar! Ich finde es so.“

„Ich wünschte, Sie fänden es ein wenig angenehm. Denn, theures, liebes Mädchen,

für diesen Augenblick hätte ich gestern noch ein halbes Leben gegeben!"

„Und Morgen gar nichts."

Die Antwort verdarb alles. Denn mein Warnike trat auf sie zu, ergriff ihre Hand, die er küßte, stammelte, sah sie schmachtend an, machte Bewegungen, als ob er knieen wollte. Es war sein Instinkt, aber sie hatte den ihrigen auch. Sie sagte: „Da kommt mein Oheim wieder," und flog ans Fenster. Warnike war um Muth und Feuer, Vorsatz und Rede.

Es war gar nichts. Aber jetzt wußte sie, wie er abzuhalten war. Wenn sie an seinem Blicke, an seiner Glut auf der Wange errieth — und das errathen sie Alle einen Moment vorher — daß er ihr zu Füßen fallen wollte, so horchte sie, und rief: „Gottlob! da kommt Jemand mit dem Schlüssel," und so verzweifelte er zuletzt. Er sah sie nur mit einem sterbenden Blick an. Dieser sterbende Blick aber drang in ihr Herz, und sie fühlte, sie würde es nicht lange mehr gegen ihn aushalten.

Sogleich bekleidete sich ihr Gesicht mit einer Strenge, die ihm alle Hoffnung nahm. Er griff zur Schaufel, und bearbeitete den fremden Waizen. Sie konnte es nicht mehr aushalten, daß er so arbeitete. „O lassen Sie

doch, lieber Herr Assessor!" sagte sie mit sanften Tönen, und griff nach der Schaufel, und bekam seine Hand.

Nun ging es wieder. Er wurde wieder wärmer, und dann wollte er knien; denn ihr Auge fing sich an zu benetzen. Da rief's unten mit einer Trompeten-Stimme: „Herr Assessor! Herr Assessor!"

Der Assessor hob sich empor, sein Schicksal verwünschend, und ging an das Fenster. Es war der Jäger Hans. „Herr Assessor, der Herr Graf läßt Ihnen sagen, Sie möchten den närrischen Zufall nicht übel nehmen. Und lassen Sie doch einmal ein Seil herab." Das Seil ging hinab, und der Assessor zog mit Röschens Hülfe einen kleinen Sopha in die Höh, aus des Grafen Zimmer, der kaum, kaum Platz für zweie hatte. Dann kam ein Tischchen. Und Hans rief: „Das andere soll sogleich folgen!"

Röschen nöthigte sogleich den Assessor mit einer Verbeugung in den Sessel. Denn viel mehr war es nicht, als ein großer Sessel. „Nein Röschen," sagte der Assessor — „der ist für Sie!"

„Nein gewiß nicht. Sie sind unser Gast."

„Gewiß, liebstes Röschen; denn am En-

de sind Sie mein Gast, oder wir können am Ende beide darin sitzen."

„Ums Himmelswillen nicht!" sagte Röschen, mit den Augen die Enge des Stuhls und die Gefahr abmessend — „er kann ja noch einen bringen." Hans kam wieder. „Bringen Sie noch einen Sessel!" rief der Assessor.

„Alle Teufel! ist denn da oben Gesellschaft? Ich dachte, Sie wären allein."

Da pochte ihm Röschen auf den Rücken. Er sagte schnell: „Ich dachte, der Graf wollte mir etwa Gesellschaft herauf winden lassen. Ha! ha! ha! Es ist gut so, mein lieber Jäger."

„Nun zog er einen Korb mit Tischzeug in die Höh. Dann kamen sechs Flaschen Champagner und Ein Glas. Dann kam ein Korb mit Essen. „Gesegnete Mahlzeit, Herr Assessor!"

„Gesegnete Mahlzeit, mein lieber Jäger!"

„Wie Sie da noch so freundlich seyn können! Ich dachte, Sie würden fluchen!"

Röschen stand, wie eine Statue, an dem Tische, bis Warnike zugriff. Da nahm sie ihm die Arbeit ab.

„Wollen wir uns setzen, liebes Kind?" fragte der Assessor. Er schob den Sessel an das Tischchen.

Trotz ihrer fürchtenden Röthe lachte sie doch jetzt laut auf, und sie preßten sich in den Sessel hinein, so daß sie fast an seiner Brust lag. Einen Löffel, Ein Messer und Gabel, Ein Glas: Das schon war fast eben so gut, als eine Liebeserklärung. Er sollte erst essen. „Nein, Sie, Röschen!" Das gab einen Krieg, der in seiner Heftigkeit das arme Mädchen immer näher in seine Arme, auf seinen Schooß fast brachte; denn sie hatte sich hoch in die Luft gesetzt, um ihm Platz zu machen. Man schloß Frieden, auf die Bedingung, daß man einen Löffel voll um den andern essen wollte.

Da aß Röschen schnell zuerst ihre Portion. Sie wollte den Löffel rein waschen; aber er hatte Hunger.

Nach zehn Minuten waren alle Friedensbedingungen vergessen. Sie saß auf seinem Schooße, lag an seiner Brust; denn es hatte sich so gefunden. Sie tranken aus Einem Glase den perlenden Champagner, und sie mußte ein Glas trinken, wenn er zwei trank. Sie zerschnitt ihm das Fleisch, er gab ihr die besten Bissen, weil er die Gabel im Besitz hatte.

Von Liebe wurde nicht mehr geredet; aber der kleine Gott kroch unter den Flügeln dieser vertraulichen Lage aus Herz in Herz hin und

her, und Röschen hatte nach Tisch nicht das Herz, ihm einen Kuß auf die frischen Lippen abzuschlagen.

Sie sah wohl, er würde ihn sonst nehmen, und dann vielleicht ein Dutzend dazu. Sie schlangen also die Arme durcheinander, und die heißen Lippen berührten sich, und er seufzte: „O geliebtes Röschen!“ Sie gab ihrem Seufzer gar keinen Namen mit, sondern schickte ihn anonym in die Welt.

Ach, sie merkte, daß es bei diesem einen Kusse nicht bleiben würde; denn er ließ sie nun gar nicht wieder los. Sie erklärte zwar, sie müsse abnehmen; aber sie mußte selbst lachen, als er fragte: „wohin?“

Nun aber gab ein Wort das andere: Röschen erfuhr denn jetzt recht in der Ordnung, was alles seit drei Tagen in Warnikens Herzen vorgegangen war. Dagegen erfuhr er, daß Röschen nach dem Tode ihrer Mutter zu ihrem Oheim gekommen sey, daß sie gern den Geiz, die Strenge, die Plauderei des Alten, aber nur nicht seine Liebe tragen könne, womit er sie stündlich verfolge. „Ich soll ihm meine Hand geben!“ rief sie schluchzend — „Ich habe immer mit Abscheu daran gedacht; aber seit drei Tagen —“

Das war viel verrathen! Der Assessor stand

auch sogleich vor ihr, fragte mit brennenden Augen: „Nun, seit drei Tagen?“

Sie hüllte das weinende Auge, die glühende Wange in die Schürze, und reichte ihm die andere Hand, um die Frage abzuwehren. Aber er ließ nicht eher nach zu fragen, bis sie gestand, daß seit drei Tagen ihr Abscheu gegen den Geizhals so groß geworden, daß sie sich lieber in dem Fischteiche ersäufen, und lieber die Speise der Hechte werden wollte, als des Alten Frau.

„O Röschen, seit drei Tagen? — dürfte ich hoffen? Du reizendes Mädchen, o schlage Dein schönes Auge in meines, und nimm die Huldigung eines treuen Herzens, und sage mir, daß Du mich liebst!“

Aber sie sagte nichts, sondern ließ ihn errathen, was er wollte. Sie legte nur das Köpfchen an sein klopfendes Herz.

Da errieth er alles, und nun mit einem Despotismus der Liebe zwang er ihr auch ein: „Ja, ich liebe Dich,“ ab.

Sie setzten sich wieder in den Sessel, und nun erzählte Röschen, welche Schwierigkeiten zu überwinden wären, daß ihr Oheim nach dem Testamente ihrer Mutter volle Vatergewalt über sie hätte, und daß sie nothwendig

aus ihrer Liebe dem Alten ein Geheimniß machen müßten, bis auf bessere Zeiten.

Daran wußte der Assessor nichts zu verbessern, weil er noch nicht Kammerrath war. Nun machten sie es sich im Sessel bequemer; denn er nahm Röschen ganz auf seinen Schooß, und an seine Brust. Er erzählte nun Röschen, daß sie ihre Zusammenkunft dem Grafen Granek zu verdanken hätten, und auf eben den Grafen setzten sie die Hoffnung, sich wieder zu sehen. Es wurde alles verabredet, und Schlag Neun war alles zu Stande gebracht.

Um neun Uhr rollte der Wagen wieder auf den Hof. Der Graf wollte durchaus mit auf den Boden, um den Assessor zu bitten, er möchte es ihm nicht übel nehmen. Der Alte wollte den Grafen aber gar nicht mitnehmen. Aber der Graf drohete, die Bodenthür einzuschlagen, wenn er so grausam wäre, den armen Assessor noch eine Minute sitzen zu lassen.

Der Graf, mit zwei Lichtern in der Hand, kam laut genug herauf, um die Liebenden aus ihren Umarmungen zu wecken. Jene kamen herein. Da stand Röschen; auf den glühenden Wangen lag das Bekenntniß ihrer Schuld. Sie drängte sich in sich zusammen, als fände man sie in einem Bade. Der Alte

wunderte sich erstaunlich, wie er den Tisch sah mit drei leeren Champagner Flaschen. Der Graf erstaunte, die schöne Nichte seines alten Freundes hier zu finden.

Der Alte betrachtete seine schöne glühende Nichte von allen Seiten mit finsterm Kopfschütteln. „Drei leere Flaschen! und nur Einen Stuhl! Du hast wohl dem Herrn Assessor auf dem Schooße gesessen?"

„Wo Teufel, sollte sie sonst sitzen?" fragte der Graf — „Warum sperren Sie denn Ihre Nichte ein? Sie muß doch irgendwo sitzen!" Der Alte faßte ihre Wangen. „Welche Glut! Himmel, welches Feuer!"

„Ich habe schreckliche Langeweile gehabt, lieber Oheim!" Aber der liebe Oheim fuhr fort, den Kopf zu schütteln. Er führte nun seine Nichte herab. Warnike drückte dem Grafen die Hand, während des Herabgehens. Das Nichtchen verschwand. Den andern Morgen wurde der Boden revidirt. „Der soll mir nicht wieder über die Schwelle!" rief der Alte, voll Grimm, als der Assessor wegfuhr. Aber nach vier Wochen kam der Assessor zu großem Schrecken des alten Herrn wieder mit einem Auftrage des Grafen, einen bessern Anschlag von dem Gute zu machen.

Das Nichtchen war verreist; aber um Mitternacht gab der Assessor die verabredeten Signale. Er hielt bis Morgens eine sehr zärtliche Unterredung vor dem Fenster der schönen Nichte. Der Alte quälte sie jetzt mehr als je mit seiner Leidenschaft. Doch hatte sie Muth, um des Assessors willen alles zu tragen.

Er reiste wieder ab, und ein Schlagfluß nahm den alten Herrn von der Seite der Nichte.

Man bestellte dem schönen Mädchen einen Consulenten, den Geheimerath Blume. Sogleich fuhr Husmann junior zum Geheimerath. In Brunsbüttel ward alles versiegelt. Röschen führte die Wirthschaft.

Der Graf bestellte zu seinem Mandatarius den jungen Assessor, der ab und zu reiste. Es war von keinem Testamente die Rede. Husmann junior und Röschen waren die natürlichen Erben: so hatte der Alte Röschen in seiner letzten Stunde versichert. In einer der Zwischenzeiten, da der Assessor nicht da war, kam der Geheimerath, um die Siegel abzunehmen und die Papiere zu untersuchen.

Der Geheimerath, der damals noch Justizrath war — es war gleich nach seiner ersten Reise nach Wien — erstaunte, wie er Röschen, das blühende Mädchen, in den Trauer-

Kleidern sah, in welchen sich das frische Gesicht, der schneeweiße Hals, das blonde Haar so gut ausnahmen, daß man hätte wünschen sollen, sie trauerte ewig.

Sie kam ihm in dem Reiz der Schönheit entgegen, und bat mit Thränen, die den schönen Augen so wohl standen, um seinen Schutz. Denn ihr Oheim behauptete, es sey ein Testament da, das ihn zum einzigen Erben seines Bruders mache.

Der Blick des Justizraths ruhte mit einem finstern Wohlgefallen auf der lieblichen Gestalt des schönen Mädchens. Er versprach ihr seinen Schutz, mit Worten, die immer wärmer wurden. Er ließ sie recht deutlich merken, wie viel auf ihn hier ankomme, ob sie reich oder eine Bettlerin seyn sollte. „Aber," sagte er: „wer könnte diesem schönen Gesichte etwas abschlagen?" Er drückte leise die weiche, runde Hand.

Sie aßen zusammen; sie mußte bei ihm seyn den ganzen Tag über. Leise trat der Justizrath auf; aber der Instinkt des Mädchens errieth ihn doch. Sie schrieb an den geliebten Assessor. Er kam. Der Justizrath freuete sich, den alten Busenfreund wieder zu sehen. Der Assessor kannte R ö s c h e n nicht. Er achtete auch nicht während des Essens auf sie. Er

hatte nichts als ein paar Aufträge des Grafen auszurichten. In der Nacht sprach er Röschen; er warnte sie mit Thränen, dem Schleicher nicht zu trauen, ihn immer mit Anstand und anscheinendem Vertrauen zu behandeln; aber beständig zu glauben, er sey der Teufel selbst.

Denn Röschen hatte den Anschlag gehabt, dem Justizrath ihre Verbindung mit dem Assessor zu entdecken, und dadurch seinen Bewerbungen zu entgehen. Das mißrieth der Assessor ganz und gar.

Er reiste ab, und ließ mit Zittern das Lamm in den Klauen des Wolfes.

Er fand sich denn endlich auch ein Testament, worin dem Bruder das ganze Vermögen vermacht, und Röschen ganz bis auf eine Kleinigkeit übergangen war.

Der Assessor hatte aber den Justizrath sowohl als den Husmann junior im Auge. Er erfuhr, daß Husmann den Justizrath häufig zur Nacht besucht hatte, und am Tage auf ihn schimpfte. Aber Beweise eines Betrugs waren nicht zu finden. Der Justizrath kündigte Röschen ihr Unglück an, mit einem schmerzlichen Mitleiden, mit so viel aufrichtiger Theilnahme an ihrem Verluste, daß sie doch fast dem Geliebten nicht glaubte. Er

stellte ihr vor, daß sie nur durch ein sehr kluges Benehmen gegen ihren Oheim, der den Unwillen aller seiner Bekannten nicht durch eine auffallende Härte vermehren dürfe, ein kleines Vermögen gewinnen könnte. Er bot ihr seine Dienste bei ihrem Oheim nicht an; „denn,“ sagte er: „Sie waren Zeuge, wie ich von ihm denke, wie ich mit ihm redete. Aber wenn er denkt, daß Sie mit der Kleinigkeit sich begnügen sollen, die Ihr Oheim Ihnen ausgesetzt hat, so ist er irre. Es ist ein Artikel im Testament, der, wenn Sie Konnexionen hätten, und einen gewandten Advokaten, Ihnen sehr nützlich seyn könnte.

„Ich habe schon eine Klage gegen Ihren Oheim erhoben beim Obergerichte, wegen dieses Artikels; wir wollen hören, was es antwortet. Lassen Sie mich machen, liebes, schönes Kind! Ich möchte gern recht viele Verdienste um Sie haben.“

Da wurde Röschen wirklich stutzig. Er hatte ihren Oheim verklagt, das sah sie schwarz auf weiß. Sie schrieb dem Assessor; der warnte sie aber unaufhörlich trotz dieser Klage, gegen den Justizrath.

Doch die Klage hob wirklich an, mit aller gegenseitigen Feindschaft des Justizraths und Husmanns. Der Justizrath nannte ihn über-

all einen elenden Geizhals, der seiner Schwester Tochter mit einer unglaublichen Härte behandele. Husmann hieß den Geheimerath einen großmüthigen Narren, der um einer Waise willen das Recht beugen wolle.

Die ganze Hauptstadt erhob den großmüthigen Justizrath bis in den Himmel. Er wurde zum Vormund des Mädchens vom Hofe aus bestellt, und Röschen ging mit ihm auf sein Gut. Sie hatte keinen andern Zufluchtsort, als den, so viel auch der Assessor fluchte.

Auf seinem Gute glaubte der Justizrath sich sicherer. Seine Leidenschaft für Röschen brach alle Dämme der Bescheidenheit durch. Er stieg von Schmeichelei zu Schmeichelei, dann zu Drohungen, dann zu Bestechungen ihrer Eitelkeit. Aber sie setzte seinen Listen eine feste Treue, eine heiße Liebe entgegen, und ihrem Unglück eine unüberwindlich-gute Laune.

Da entbrannte der Ehrgeiz des Mannes, dem alles in der Welt gelungen war, und dessen Glück an einem schwachen Mädchen scheiterte. Der Prozeß wurde fortgeführt, und Husmann gewann ihn.

„Nun," sagte er lächelnd — „nun sind Sie eine Bettlerin, Röschen, wenn Sie nicht gütiger gegen mich sind."

„So bin ich eine ehrliche Bettlerin" ant-

wortete das Mädchen, mit der ganzen Würde ihrer Tugend und eines festen Willens.

Um diese Zeit wird Warnike Kammerrath. Das Mädchen verlangt von dem Justizrath, sein Haus zu verlassen, und zu einer Verwandtin nach Grabow zu ziehen. „Mamsel,“ sagt er — „Sie kennen mich nicht! wahrlich, Sie kennen mich nicht! Sie stehen mit mir an einem gefährlichen Abgrunde, der mich oder Sie verschlingen muß. Ich weiß, Sie haben einen Liebhaber, mit dem Sie Ihr Oheim einmahl eingeschlossen gefunden hat. Wie heißt er?“

Röschen verweigert ihm die Antwort.

„Gut denn, Mamsel! Sie haben meine Ehre, meinen guten Namen in Ihrer Hand, und, liebes Kind, Sie kommen nicht eher aus meiner Gewalt, bis ich Ihren guten Namen in meiner Hand habe. Dann schweigen Sie, wie ich dann schweige. Ich erbiete mich, Ihren Liebhaber, wer er auch sey, vorwärts zu bringen, wenn Sie die Leidenschaft befriedigen, die noch immer, immer in meinem Herzen für Sie wohnt. Sie wissen nicht, wie fürchterlich ich seyn kann, um mich zu wehren. Lesen Sie!“

Röschen las, zitternd, einen Verhaftsbefehl, ohne Namen, der aber eine junge aus-

schweifende Person bezeichnete, die, um die Familie zu schonen, der sie Schande macht, heimlich in einen verborgenen Aufenthalt gebracht werden soll, wo sie sicher ist, daß sie nicht entweichen kann.

„Diese junge Person sind Sie," fährt der Unmensch fort. „Meinen Sie, es fehlt mir an Beweisen, so irren Sie. Sehen Sie hier die Klage Ihres Oheims, worauf der Verhaftsbefehl erfolgt ist. Sie thun schon jetzt keinen Schritt mehr, der nicht bewacht ist."

„Ach, das wußte die Unglückliche schon gar zu gewiß. Nun lernt sie den Unmenschen kennen, vor dem Warnike sie so oft gewarnt hat. Einen Brief weiß sie nach Warniken zu bringen, und wieder durch den Grafen Granek, der den Justizrath als Nachbar besucht. Warnike schreibt ihr, sie soll ruhig seyn, ihre Erlösung wäre nahe.

Sie ist nahe. Ein Edelmann, der in Paris und London wie ein deutscher Baron gespielt und verschwendet hat, verkauft seine Güter. Warnike hat den Auftrag, sie zu verkaufen. Ein Gut liegt ganz nahe an der Besitzung des Justizraths.

Der neue Kammerrath ist auf dem Gute. Der Justizrath besucht ihn. Er wünscht, das Gut zu besitzen, aber um einen guten Preis.

„Alter, lieber Busenfreund,“ hebt der Justizrath an — „Sie können mir einen Gefallen thun. Ich möchte das Gut gern haben.“

Warnike läßt sich darauf ein. „Hm, ja, Herr Justizrath, ja, recht gern. Eine Hand aber wäscht die andere.

„Versteht sich, versteht sich von selbst. Wir theilen, theilen, liebster Kammerrath, und überdem kennen Sie meinen Einfluß!“

Ich verlange kein Geld. Ich liebe, Herr Justizrath, und werde geliebt. Das Mädchen, was ich liebe, ist zu allem entschlossen. Die Eltern, wie Eltern sind, haben Bedenklichkeiten.“

„Reich ohne Zweifel?“

„Sehr reich! Sehen Sie, ich fahre mit dem Mädchen Abends weg. Sie geben mir einen Befehl an Ihren Prediger in Lachan, daß er mich copulirt. Das ist die ganze Gefälligkeit, die ich verlange.

„Das kann zu einem verdammten Prozesse führen, liebster Kammerrath! Wer sind die Leutchen, mit denen Sie es haben?“

„Das eben kann ich nicht sagen; aber wenn Ihnen mein Ehrenwort noch etwas gilt, und ich hoffe, es gilt Ihnen —“

„Wie das Evangelium!“

„Nun so versichere ich Sie auf Ehre, so-

bald ich copulirt bin, ist alles geschehen. Kein Mensch wird etwas mehr dagegen haben. Ein Prozeß ist unmöglich.

„Ich tappe nicht gern im Blinden. So sehr ich Ihrem Wort traue: so kennte ich doch gern die Eltern.“ Aber der Kammerrath versichert, erzählt Umstände. Dem Justizrath steckt das Gut im Kopfe. Er giebt den Befehl an seinen Prediger, der ganz von ihm abhängt. Der Kammerrath hat den Befehl, umarmt den Justizrath. Sie fahren zusammen nach des Justizraths Gute. Der Graf Granek ist nicht weit. Er steckt Röschen ein Briefschen zu. Um Mitternacht öffnet Röschen das Fenster, läßt Band, an Band geknüpft, hinab, zieht eine Strickleiter hinauf, kommt herab, wirft sich in des Geliebten Arme, mit ihm in den Wagen, und am andern Morgen um sechs Uhr sind sie Frau und Mann.

Um Zehne weiß der Justizrath noch nichts. Da rollt der Wagen wieder auf den Hof, und Warnike steigt mit seiner jungen Frau aus. Mit einem fürchterlichen Ernst führt der Kammerrath seine junge Frau ins Zimmer des Justizraths.

„Hier ist meine Frau,“ sagt er — „ein

Prozeß wird daraus nicht entstehen, Herr Justizrath! Ich halte Wort."

„Was giebts denn da?" ruft Granek — „Ei, der Teufel! gratulire, Kammerrath! Zu der Frau, lieber Justizrath, habe ich ihm verholfen, mit einer verteufelt lustigen Posse. Ich habe sie einmahl einen Tag lang auf den Boden gesperrt."

Der Justizrath hatte Zeit, sich zu erholen. „Nein, ich! ich! Herr Graf! ich habe ihm dazu verholfen; denn ich habe ihm den Copulationsschein geschrieben. Er hat mich ganz entsetzlich angeführt."

Man belacht die Posse, daß sich der Kammerrath von dem einen Nebenbuhler mit der Geliebten einsperren läßt, von dem andern gar den Copulationsbefehl erhält. Von dem Gute ist nicht mehr die Rede. Warnike ist zufrieden, daß die Sache so lustig endigt. Beim Abschiede sagt der Justizrath mit einem lächelnden, freundlichen, racherfüllten, höllischen Blick zu Röschen: „Sie haben mich angeführt." Warnike zittert vor diesen Worten.

Nach ein paar Monaten schon kann der junge Kammerrath dem Kammerpräsidenten nichts mehr recht machen. Es setzt Verweise über Verweise. Man häuft seine Arbeiten, und fodert sie schnell ein, wenn man weiß,

sie können nicht fertig seyn. Man zerrt ihn, man spottet seiner, man braucht Mittel, den jungen hitzigen Mann zur Ungeduld zu verleiten. Allein er hat eine Frau, er hat eine Tochter. Man schiebt ihm junge, unwissende Leute vor, man umschlingt ihn mit einem Gewebe von Ränken, das er nicht sieht. Man paßt auf seine Worte im vertraulichen Kreise seiner Freunde, wenn sein Unmuth sich frei äußert. Er schreibt an den Präsidenten im Gefühl der Unschuld. Die Antwort ist höhnisch, und höflich. Man bringt ihn auf, es kommt zum Wortwechsel. Warnike wird vom Hofe aus gewarnt mit tüchtigen Verweisen. Er vertheidigt sich auch da, und jetzt derb, weil er glaubt, man will ihn verderben.

Dann wird Ruhe. Dann hebt das vorige Spiel wieder an, mit neuen Beleidigungen. Warnike verliert die Geduld. Er schreibt an den Präsidenten im heftigsten Zorn.

Den Abend begegnet der Justizrath Röschen. Er sagt ihr mit einer lächelnden Verbeugung: „Sie haben mich angeführt, schöne Frau!“ Nichts weiter. Am andern Morgen ist ihr Mann seines Amtes, wegen Nachlässigkeit, Uebermuth, Insubordination, in Gnaden entlassen.

Er steckt Pistolen ein, den Justizrath zu fodern. Röschen fällt ihm zu Füßen. „Dein Leben ist mein,“ sagt sie — nicht Dein! Es gehört Deinem Kinde, nicht Dir mehr. Sie entwaffnet ihn und seinen Zorn mit ihrem Muthe. Er geht ins Hannöversche, sucht dort eine Anstellung. Aber der Ruf seiner Absetzung verfolgt ihn, wohin er geht. So geräth er nach und nach in ein Elend nach dem andern, bis er endlich den Winkeladvokaten in Möllen macht.

Hamburg.

Fortsetzung.

Sieh, das erzählte er mir. Ich hatte die Hand an die Stirn gelegt, ich fühlte, wie kalt mein Gesicht wurde, wie blaß! Er war mein Bruder. Aber konnte ich daran zweifeln? War er nicht immer so? Dieser Hochmuth, alles zu können, alles zu übersehen, war der Teufel, der sein Herz verdarb. Er wollte den bedeutenden Mann machen, schon in seiner Kindheit. Er war unversöhnlich, wenn er beleidigt war. Nahm er nicht seinem Bruder die Geliebte und sein Vermögen zu gleicher Zeit?

Und dennoch ist er mein Bruder. Der Schatten meiner Mutter tritt dennoch versöhnend zwischen ihn und seine Verbrechen. O Himmel! Himmel! „Wer weiß“ sagte ich zitternd — ob nicht seine Söhne das Mittel seyn werden, ihn mit uns, mit sich selbst zu versöhnen?“

Warnike schüttelte den Kopf dazu. Aber der Würfel ist geworfen! Wir müssen das gefährliche Spiel ausspielen, auf dem so viele Herzen stehen.

Hamburg.

Capitain Bloem an Roger.

Ich legte nun den ganzen Zusammenhang von Begebenheiten dem guten Warnike vor. Wir beschlossen, ich sollte ganz incognito bleiben. Vielleicht daß in meinem Incognito die Verbindung zwischen Clementinen und dem jüngsten Sohn zu Stande kommen könnte, und der könnte dann den Weg zu der Verbindung mit Reginen bahnen.

Ich schloß sogleich den ganzen Kauf von Grünau, zahlte die halbe Kaufsumme baar, die andere Hälfte wieß ich in sechs Monaten

an. Das kostete ein paar Tage hin und herreiten.

Nun wollte ich nach Hamburg, wo ich vorgestern angekommen bin; aber eben da ich in den Wagen steigen will, fährt ein Wagen auf den Hof, und mein edler Bruder, der Geheimerath, steigt aus. Ich und Warnike mit seiner Frau sitzen vor dem Hause auf der Terrasse. Sie wollten mich einsteigen sehen.

Mein Bruder kam die Terrasse herauf. Ich sah ihn auf sein ganzes Leben an. Nicht eine Spur verrieth den Verbrecher Er trat einher mit einem edelstolzen Gange, das runde Gesicht in ruhige, freundliche Falten gelegt. Er kam die Terrasse herauf, er warf einen Blick auf Warniken. Ich dachte, er würde erblassen. Nein, er begrüßte den alten Bekannten mit großer Freundlichkeit.

„Ich höre, Herr Capitain," hob er an „Sie wollen hier das Gut kaufen."

„Ich habe es schon gekauft," sagte ich.

„Schon? dann komme ich freilich vergebens. So sey es ein freundschaftlicher Besuch des Mannes, dessen Nachbar ich zuweilen bin. Er bot mir die Hand. „Und Herr Warnike?" fragte er mit einer Verbeugung.

„Ist hier Oberaufseher des Gutes. Ein

Seemann, wissen Sie, versteht von der Landwirthschaft nichts."

„So freue ich mich," sagte er — „daß Sie hier Ruhe gefunden haben. Der Herr Capitain ist ein edler Mann."

„Nicht edler, als der da," entfuhr mir in der Eile. Er sah mich lauernd an.

„So haben Sie sich schon sonst gekannt?" fragte er gleichgültig; und ohne eine Antwort abzuwarten, that er eine andere Frage.

„Seit einem Monate," antwortete Warnike.

Nun ging mein Bruder mit mir allein. Er fragte nach der Kaufsumme, kam dann wieder auf Warniken, lobte ihn als einen braven Mann, der für die Welt und sein eigenes Glück zu geradezu wäre; kam wieder aufs Gut zurück, that dann wie von ohngefähr eine Frage nach der Art meiner Bekanntschaft mit Warniken.

Ich war auf meiner Hut, und antwortete nicht mehr, als ich mußte. Er warf das Gespräch hin und her, erzählte so interessant, und zwischen durch that er wieder eine Frage, die gar nicht zur Sache gehörte. Hätte ich ihn nicht gekannt: ich wäre mit der ganzen Bekanntschaft Warnikens herausgeplumpt.

So aber erfuhr er nichts. Er fuhr ab, und ich reiste nach Hamburg.

Ich ging sogleich zu meinem Herrn Stake, und traf Niemanden zu Hause. Gestern wieder, und traf wieder Niemanden. Der Capitain Woord hat die Sachen an mich überliefert. Er ist abgesegelt. Ehrliche Seele! Der Himmel gebe dir immer guten Wind, und eine Flasche Port! und in jedem Sturm ein sicheres Meer, und dann einen Hafen für dein Schiff und dich selbst! Ehrliche Seele!

Jetzt muß ich zu Herrn Stake. Ich habe hier von ihm gehört, daß er der ärgste Wucherer ist. Von einer Heirath mit dem Sohne des Geheimeraths Blume weiß man hier nichts. Du sollst hören.

Fortsetzung.

So eben komme ich von dem Ehrenmanne, Herrn Stake. Ich ließ mir eine Banknote wechseln, fragte nach Papieren auf Amsterdam, und so waren wir in vollem Gespräch. Mutter und Tochter — die beiher gesagt, nicht übel ist, bis auf eine lächerliche Kleidung — gingen ab und zu. „Ein so reicher

Mann, Herr Stake," sagte ich, indem ich ihm vertraulich auf die Schulter schlug — „und eine erwachsene Tochter noch im Hause! Das giebt Ihnen kein gutes Zeugniß, lieber Herr Stake! Sie wollen mit dem Mahlschatz nicht herausrücken."

„Fehlgeschossen, liebster Freund! In vier oder sechs Wochen sollen Sie die Frage nicht mehr thun. He! he! he! Ich wollte dem Mädchen das Blut aus dem Herzen geben, das wollte ich, allerliebster Freund!"

„Blut! Blut! aber Geld! da haperts! nicht wahr?"

Er sprang in einen Verschlag, holte aus einem Schranke ein Papier hervor, zeigte mir eine Summe mit dem Worte: „Mitgabe," und fragte: „Was sagen Sie nun? Was werden Sie nun sagen, schönster Freund? Nicht wahr, dem alten Stake abbitten, nicht wahr?"

„Geheimerath Blume?" fragte ich ruhig.

„Der älteste Sohn, ein charmanter Junge!"

„Was Teufel, haben Sie für Augen? Sie haben mein ganzes Geheimniß. Ein scharmanter Junge! ein Herzensjunge! Sie kennen ihn also?"

„Von Hörensagen." Da stand ich nun wie vor den Kopf geschlagen. Ich that noch eine Frage: „Alexander Blume?"

Er holte schnell den Heirathscontract, zeigte mir mit großen Buchstaben geschrieben: „Alexander von Forstberg genannt Blume, des Herrn Geheimeraths Wilhelm Blume ältester, eheleiblicher Sohn."

Es war mir, als läse ich mein Todesurtheil in diesem Namen. Die Hoffnung erhob sich noch einmal in meinem Herzen. „Ihre Tochter, lieber Herr Stake interessirt mich," hob ich an: „ich wünsche ihr von Herzen Glück, und so wünsche ich, es mag keine Parthie seyn, wo die Braut die Nebensache, und die Mitgift die Hauptsache ist."

„Bewahre! Freundchen! behüte! bei Leibe nicht! lesen Sie einmal — die geheimen Artikel, könnte ich sagen — hier hinten! Wenn der junge Herr bricht, so zahlt er meinem Mädchen vierzigtausend Mark baar. Lesen Sie, lesen Sie! Der Geheimerath wollte von diesem Artikel nichts wissen. Er machte Augen, so groß wie die silberne Schüssel, die zwanzig und eine halbe Mark zwölflöthig wiegt. Aber der Sohn hielt meines Mädchens Hand in seiner, und sagte mit einer liebenden Freundlichkeit: „ich bewillige diesen Artikel von Herzen!"

„Liebt aber Ihre Tochter den jungen Menschen?"

„Ih! alle Teufel! liebstes Herzensfreundchen, lesen Sie doch nur den zweiten additionellen Artikel! Brechen wir: so zahle ich achtzigtausend Mark. Wollte ich denn diesen Artikel bewilligen, zugeben? Mit Nichten! Behüte! Bewahre! Ich lief hier umher wie ein Zinshahn auf dem neuen Hühnerhofe, und wollte nichts wissen und nichts hören von diesem Artikel. Ich hätte auch eher meinen Glauben abgeschworen, als diesen Artikel unterschrieben; aber mein Mädchen, Herr, fiel schluchzend an meine Brust, bat, flehete, beschwor, bis ich unterschrieb. He! he! he! die jungen Leute hatten sich in den Armen, wahrhaftig! daß ich und die Mutter genug zu winken hatten. Nein, nein, das ist eine Liebe, eine erstaunliche Liebe, die Worte hat, o welche Worte! Ich kann sie Ihnen nicht sagen."

„Wann ist die Hochzeit denn?" Das war meine letzte Frage.

„In sechs Wochen. Wir erwarten den Bräutigam alle Tage zurück von einer Reise nach England. Er ist jetzt in Stade, bei einem Engländer, Herrn Seymour, dessen Sohn er in England einen großen Dienst geleistet hat."

Ich ging ringend mit des Schmerzens schärfstem Stachel. Die arme Regine!

Aber bei Gott, Roger, ich will nach Stade! Ich will diesem jungen Bösewicht vor das Gesicht treten; und, schlummert noch ein Keim der Menschlichkeit in seiner Brust: so soll ihn meine Donnerstimme oder mein Seufzer erwecken. Lebe wohl!

Stade.

Capitain Bloem an Roger.

Die arme, ach die arme Regine! O sieh, wie die Wellen des Kummers nun wütend auf das Herz meines Bruders losstürmen, lieber Roger! Ich wollte, ich säße in Otaheite, oder in Neu-Holland, so käme kein Seufzer der Unglücklichen in mein Ohr, so dürfte ich nicht sehen, wie der Gram die vollen Wangen des Mädchens aushöhlt, und wie die noch grausamere Schaam, sich so geirrt zu haben, die Keime des Lebens benagt, die Quellen der Gesundheit vertrocknet!

Sieh, Roger, des Abends kam ich hier an. Ich schrieb noch ein Billet in Seymours Haus an den Herrn von Forstberg, daß ich einer wichtigen Sache wegen ihn bäte, mich morgen auf einem Spaziergange zu begleiten.

Ich erhielt zur Antwort, daß er morgen um acht Uhr mir aufwarten würde.

Um acht Uhr öffnete sich meine Zimmerthür, und der Jüngling trat in das Zimmer, schön und edel wie ein Apoll, das ganze Bild der geliebten, edlen Mutter! Er nahm mein ganzes Herz auf den ersten Blick ein.

„Sie sind der Fremde?“ fragte er.

„Ich bin's!“ sagte ich, seine beiden Hände ergreifend, mit der Stimme, gewiß mit der Stimme der Liebe. Er sah mich verwundert an. Dann nahm ich meinen Hut, und führte ihn den schönen Weg nach Agathenburg zu.

„Ein Ohngefähr, lieber Herr von Forstberg, hat mich zum Besitzer von ein paar Geheimnissen gemacht, die Sie vielleicht allein zu wissen glauben.“ Er stand still und sah mir fest ins Auge. „Geheimnisse? in der That, Sie machen mich neugierig.“

„Erlauben Sie mir ein paar Fragen, Herr von Forstberg! Ich hoffe, Sie werden mir Ihre Brust aufschließen.“

Er bückte sich. „Das könnte ich doch so ganz unbedingt nicht versprechen. Doch lassen Sie hören! Ich habe nicht viel zu verschweigen.“

„Sind Sie fest verlobt mit der Tochter eines Herrn Stake, Mäkler und Wechsler?“

„Ja, das bin ich,“ antwortete er ruhig, und sich erheiternd. Dieses heitere Gesicht erschreckte mich sehr. Denn was sagte es anders, als: ich liebe das Mädchen! Ich schwieg eine Zeitlang; denn mein Herz verweigerte mir den Athem zu Worten.

„Es weint ein Mädchen um Sie,“ fuhr ich sanft fort: „dem Sie einmal früher Liebe und Treue zusicherten.“

Auf einmal ergriff er meinen Arm, und hielt mich im Gehen auf. „Nein, sagte er erschrocken: „wie war das?“

Ich wiederholte. „Wir lernen uns jetzt erst kennen, mein Herr,“ sagte er: „aber die Art, wie Sie mich behandeln, dieser Anfang unsers Gesprächs giebt Ihnen mein Vertrauen, und zugleich mir ein Recht auf das Ihrige.“ Er heftete seinen Blick fest auf meine Auge. „Mein Herr, die Ehre ist diesem Herzen sehr theuer, und so versichere ich Sie, ich habe nie einem Mädchen meine Liebe zugesichert. Diese Seite meines Schicksals steht so wenig in meiner Gewalt, daß es eine Ungerechtigkeit von mir wäre, die ich mir am allerwenigsten verzeihen würde, bei einem Mädchen Erwartungen zu erregen, die ich nicht erfüllen könn-

te. Ich habe ein Herz, mein Herr, darum achte ich auch fremde Herzen."

„Sie gaben dem Mädchen sogar einen Ring, Herr von Forstberg, den sie auf einem heißen und treuen Herzen trägt."

„Das ist gewiß eine Verwechselung der Personen. Erwartungen könnte ich ohne mein Wissen erregt haben, lieber Mann; es würde mir mein Leben verbittern, wenn es wäre; aber das Schenken eines Rings ist eine Handlung, um die ich wissen müßte. Ich habe nie einem Mädchen einen Ring geschenkt, als der Mamsel Stake bei meiner Verlobung. Für diese Versicherung, mein Herr, nehme ich alles zu Zeugen, was mir theuer ist. Sie kennen mich nicht; aber ich wäre doch ein ausgelernter Betrüger, wenn ich mit dieser Ruhe die Versicherung Ihnen geben könnte. Ich könnte Ihnen, nach diesem kurzen Gespräch, meine ganze Seele aufschließen, so haben Sie mein Herz ergriffen; aber nie gab ich einem Mädchen einen Ring, als der Tochter des Herrn Stake, meiner verlobten Braut."

„Und Sie fragen nicht nach dem Namen des Mädchens?"

„Mich dünkt," sagte er — „es wäre eine grausame Eitelkeit, das Mädchen kennen zu

wollen, dessen schöne Schwäche nur in ihrem eigenen Herzen verborgen seyn sollte.“

O Roger, wie ergriff mich die Zartheit eines so feinen menschlichen Herzens!

„Ich habe nie einem Mädchen einen Ring gegeben.“

„Auch nicht gesendet?“ fragte ich rasch.

„O mein Herr,“ rief er heftiger — „Sie waren mir Schonung schuldig. Welch ein elender Mensch wäre ich, wenn ich so mit Worten spielen könnte! Weder gesendet, noch gegeben, auf keine Weise. Glauben Sie mir!“

Ich wurde irre; denn den Ring hat ein stummer Knabe Reginen gebracht.

„Auch haben Sie nie eines Mädchens Erwartungen auf Sie erregt, Herr von Forstberg?“

Er sann nach, und schüttelte den Kopf. „Es ist gewiß eine Verwechselung der Personen, mein theurer Mann! Ich heiße Alexander von Forstberg, auch Blume.“

„Sie verließen vor anderthalb Jahren Göttingen.“

„Ja, aber ich habe einen Bruder; doch von dem, hoffe ich, gilt eben das, was von mir gilt. Ein Schicksal, gleich viel, welches, mein Herr, hat uns verboten, Erwartungen von der Art zu geben und anzunehmen. Wahr-

lich, es ist hier ein Mißverständniß," setzte er hinzu, die Hand auf die Brust legend — „das Sie sich erklären müssen, wenn Sie anders das Mädchen und die Art ihrer Erwartungen genau kennen. Bei diesem Herzen, mein Herr, auf dem diese Schuld wenigstens nicht ruht, weil ich hoffe, dieses Herz selbst soll glücklich seyn, schwöre ich Ihnen, ich bin ganz unschuldig."

Ich stieß einen tiefen Seufzer aus. Denn auf einmahl fiel mir bei, daß Regine eigentlich gar nichts bestimmtes erzählt hatte. Ihr Herz schlägt dem hübschen Jungen entgegen, dem sie aus ihrer Laube in die Arme läuft, weil sie ihn für ihren Bruder hält. Wer kann denn meines Bruders Tochter sehen ohne ein Gefühl des Vertrauens, des Wohlwollens, das der Liebe so ähnlich werden muß, unter diesem zutraulichen Hingeben des arglosen Herzens?

Er hofft glücklich zu werden mit seinem Herzen, das heißt: er liebt Stakens Tochter. Er ist feierlich mit ihr verlobt; die geheimen Artikel, wie Stake sie nennt, und seine Erzählung dazu, bestätigen das. Er war unschuldig, das wußte ich nun.

Seufzend fragte ich: „Hatten Sie nie einen Ring, den Sie vermissen."

Lebhaft antwortete er: „Ja! ich trug einen Goldring, den ich irgendwo verloren habe. Aber ich weiß nicht, wo und wann?“ Hier erschrack er auf einmal, und sehr heftig. „Sind Sie mit der Familie Seymours bekannt? Sind Sie etwa in England gewesen? Doch nein,“ setzte er nachdenkend hinzu — „das kann auch nicht seyn. Mein Herr, ich bin wahrhaftig unschuldig.“

Diese paar Fragen überzeugten mich noch mehr von seiner Unschuld. „Sie sind unschuldig,“ sagte ich mit einem tiefen Seufzer. „Und so verzeihen Sie mir, Herr von Forstberg! Die zärtlichste Liebe gegen ein theures, unschuldiges Geschöpf, brachte mich zu dieser Unterredung. Ich wünsche Ihnen Glück, Herr von Forstberg! Von ganzem Herzen, obgleich ich mit einer schmerzlichen Unruhe Sie verlasse.“

Ich drückte ihn an meine Brust. „Das Leben ist der Seufzer eines ängstlich schlagenden Herzens. Des Schicksals Pfeile fliegen, und in die schönsten Herzen dringen sie am tiefsten.“

„O mein theurer Fremder, den ich Freund nenne!“ rief er, und legte seine Hand auf das Herz, als hätte auch er sein Herz gegen den Pfeil des Geschicks zu bedecken. Dann

umarmte er mich mit Begeisterung. „O,“ rief er — „eine solche Minute, wo zwei Fremde Herz an Herz drücken, wie wir jetzt, ist doch auch viel werth, und diese giebt das Schicksal auch!“

„Mein Sohn!“ sagte ich höchst erweicht.

„Mein Vater!“ seufzte er leise — „ich bin unschuldig! Aber wir erweichen uns zu sehr. Ihr Name heißt Vater, und des Mädchens Name Tochter.“

„Fast!“ sagte ich — „und nun lebe wohl, mein Sohn! Sey glücklich! sey tugendhaft!“

Ich riß mich von ihm, und kehrte auf Umwegen wieder nach der Stadt zurück, das Schicksal meiner armen Regine bejammernd. Und wenn wir noch so lange schweigen, es muß doch einmahl gesagt werden: Forstberg hat geheirathet.

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Ist nicht der Satan und die Hölle auf mich armen alten Mann losgelassen, Roger? Alle Wellen des Unglücks stürmen daher und branden sich über mich hin. Da liegt das gan-

ze Gebäude des erträumten Glücks am Boden, eine fürchterliche, drohende Ruine.

Wie ich hier ankomme, finde ich statt Clementinen ein großes Paket Briefe von ihrer Hand. Sie ist in Dünhof. Ihr Bruder Julius hat sie hier in Lübeck abgeholt, und ist mit ihr nach Dünhof gegangen.

Da lies die Jammerklage, Roger, und bedaure mich!

Dünhof.

Clementine an den Capitain Bloem.

Ach! theuerster Vater, die zitternde Hand hält die Feder. Ich weiß nicht, ob ich Kraft genug haben werde, Ihnen alles zu schreiben, alle das Unglück, das über unser Haus ausgebrochen ist. O es ist schon jetzt, als läge eine geliebte Leiche im Hause! Alles schleicht leise und langsam neben einander weg. Lauter bleiche Gesichter starren einander an, mit der Frage in den ängstlichen Blicken: wen begraben wir zuerst? Selbst das Lächeln, womit wir Einer den Andern aufrichten wollen, zwingt uns zu Thränen; denn es ist nur Liebe und keine Hoffnung, die das Lächeln hervorbringt.

Was verbrachen wir Armen, theurer Vater, daß wir einem immerwährenden Schmerze geweiht wurden von der Hand der Vorsehung?

Und mein Herz trägt alles zwiefach; denn meine Eltern wissen noch nichts von Julius; dessen Elend liegt noch fest gekerkert in seiner stärkern Brust, und wird nicht eher hervorbrechen — geben Sie Acht — nicht eher, als um uns ganz niederzuschlagen.

Ich saß ruhig in Lübeck, ich hörte einen Gang auf dem Vorsaal. Ich springe auf, ich glaube, es sey der Sohn Ihres Freundes Roger. Ich öffne die Thür, da steht Julius, und Ihr Willem. „Julius!" rief ich mit lauter Fröhlichkeit. Er antwortet mir kaum, er reicht mir kaum die Hand. Willem macht mir hinter seinem Rücken Zeichen, die ich nicht verstehe.

„Wo ist der Capitain?" fragt Julius finster.

„Verreist. Was aber ist Dir, Julius?"

„Mir? nichts! Siehst Du mir etwas an?" fragte er mit einer schneidenden Kälte.

„O ich sehe, ich höre Dir an, daß Du sehr übelgelaunt bist."

„Liebes Kind," ruft er — „der Teufel hole die guten Launen! Ich bin so gutlaunig, wie irgend ein Mensch, den das Schicksal zum

Narren hat. Laß uns davon abbrechen! Kommt der Capitain bald zurück?"

„Hm," sage ich — „ich will doch versuchen, ob ich nicht diese Stirn da entfalten kann. Regine ist Braut. O Julius, Julius! Du springst nicht auf? Du fällst nicht in Deiner Schwester Arme?"

Da sprang er auf, ergriff meine Hand, und rief mit einem giftigen Grimme: „Sieh, in einem närrischen Traume kam mir ein schönes Bild vor, und wieder, und wieder, und ich schwor, es lebte! und eine Stimme vom Himmel rief: es lebt für dich! für dich! und sieh, ich umfaßte das Bild, drückte es an meine Seele, in meine Seele. Es füllt die innersten, die tiefsten Gründe meiner Seele; es wird das Licht, das Element meines Lebens, alle Lebenskeime meines Seyns schlingen sich umher, verwachsen damit; alle meine Hoffnungen umfassen das Bild, das mir freundlich zulächelt, das mir winkt, wie ein Gewächs um seine Stütze die Ranken schlingt. O was war mir gewisser, als das? Der Tag leuchtet mir morgen nicht so gewiß herauf, als daß ich finden werde, die ich mit unendlicher Innbrust liebe, und — ich finde sie, Clementine! Ich finde sie, und — sie ist die Frau eines Andern!"

Das sagte er so gleichgültig, als wäre von einer Armseligkeit die Rede.

„Also Braut! Braut! O ich freue mich, daß alles so gut geht in der Welt! Die Knickerin Natur zahlt für unsere Arbeit ihren Tagelohn richtig aus. Der Teufel! Eine Hochzeit ist etwas recht hübsches! Ich sogar könnte ja noch einmal den tollen Einfall haben, dem ganzen deutschen Publikum in den Zeitungen und meinem Dorfe mit Pauken und Trompeten anzukündigen, daß ich meine Hochzeit machte, so gut, wie alle die Millionen, die vor mir, und nach mir dasselbe thun! Was mir nur im Wege steht, meine gute Clementine, siehst Du, das ist, daß die Natur wie ein herrenhutischer Bischof, Mann und Weib durch das Loos zusammenpaart. Und wir denken wunder was aus uns geworden ist, wenn wir lieben!"

„Julius, du lästerst! du lästerst das schönste Gefühl des Lebens, die Blume aus dem Paradiese!"

„Pah! lästerst?" fragte er wilder — „Lästerst? So laß doch hören, Du mit Deiner göttlichen Liebe! Antworte doch! Wenn ich mich nun mit meiner Liebe, die so rein ist, daß ein Engel sie noch für seine Natur zu rein, zu erhaben finden würde, in Portia oder in

Arria, oder in Pausanias Mutter, oder Kleombrotus, des Spartaners Frau, verliebt hätte. — und ist die Liebe, worauf wir so stolz sind, ein göttlicher Keim, ein Schößling unserer sittlichen Natur: so muß das möglich seyn! Denn wäre es nicht möglich, gehört zur Liebe Fleisch und Blut, und Sinnenlust, so — — wäre das, nun, so sagt die Natur, „versagt, mein Sohn! Wähle weiter!" und wenn ich aber nun, wie ich that, wie ich, bei allen Himmeln, that! mit der Liebe wärmster Sehnsucht ein theures Mädchen umfasse, mit der Liebe thaureiner Treue, mit unendlicher Gewalt des Geistes, wie ich that! wie ich that! und ich finde dann auf einmal, sie ist die Frau eines Andern: so thue ich freilich klug, wenn ich eine Thür weiter gehe, wo ein Mädchen-reiches Haus ist, und die erste, die mir begegnet, ergreife! Die Liebe wird sich hinterher schon dazu finden, so viel gerade, als dazu dient, die Welt nicht aussterben zu lassen."

„Mein Gott, Julius, ich zittre für Dich! was redest Du?"

„Gewisse Dinge sind so wahr, so handgreiflich wahr, daß man ein Narr muß seyn wol-

len, um nicht zu sehen, daß man betrogen wird."

„Dein Schmerz, Julius, eben beweißt, daß die Liebe etwas höheres ist, weil Du höher trauerst."

„Wenn ich unter den Ruinen einer zerfallenen Welt sitze und weine: ist die Welt darum nicht zerfallen? Wenn der Verzweifelung eiserne Faust mein Herz zerfleischt an dem Grabe des edelsten der Menschen: ist er darum nicht dahin? Ich klage, daß ich hoffen konnte, es sey ein höherer Plan in den Trieben meiner Brust als des Thiers, das sich fortpflanzt — und wäre das nicht: — — war die Liebe des menschlichen Herzens auf Eine, auf die Ewigeine gerichtet: so mußte ich sie finden, so mußte sie kein Anderer finden, und keine Menschenzunge mußte mir, wie Ihr alle thut, tröstend sagen: such eine Andere! Eine war für mich! wenn Liebe nicht das blinde Loos-werfen eines sinnlichen Triebes seyn soll: so war Eine für mich ewig! So glaubte ich, ich Thor, ich zehnfacher Thor! Eine war es, die ich lieben werde, dem Schicksal zum Trost! das fühle ich. Ein neues Wunder, vielleicht eben so armselig, als alle andre. Laß uns schweigen! Sie ist Braut, das ist gut! Wer will ihr den schönsten Traum des Lebens zerstö-

ren? Ich könnte auch so träumen, wenn ein Narr mit seiner Musik mir nicht in den Weg getreten wäre."

„Laß uns nach Dünhof. Ich will dort Abschied nehmen," fuhr er nach einer Pause kalt fort — „und dann will ich eine Spazierfahrt machen um dieses närrische Rund, und will sehen, ob ich irgendwo das Glück des Lebens finde, das nicht aus zehntausend kleinen Täuschungen zusammengesetzt ist, sondern aus einer großen erhabenen Wahrheit. Ich fürchte, es ist nichts Wahres am Leben, als das Grab. Denn was mich ärgert, ist ja nur, daß ich dem Schmerze nicht gebieten kann: schweig! und der Sehnsucht: sey still!"

O liebster Vater, so ging das fort, immer fort! Er brütet über seiner unglücklichen Liebe, macht Gedanken zu tröstenden Wärterinnen seines Grams, die ihn endlich zu der Verzweifelung führen. Es ist gar nicht der weiche, in Thränen aufgelöste Schmerz Reginens, sondern ein immerwährender Kampf gegen das Geschick, aus dem — ich zittre — schnell eine rasche That hervorgehen könnte.

„Ich könnte," sagte er ruhig — „wie ein Karthäuser täglich an meinem Grabe graben, und wäre es fertig, sagen: gute Nacht! und überlege ich, was an dem Leben wohl ist,

an seinem Treiben, an seinem herrschsüchtigen Erheben, an dem demüthigen Kriechen: so ists, zum Henker, nichts anders, als die Arbeiten des Regenwurms, seine Furche zu machen, in der er zuletzt liegen bleibt."

Ich zittre vor dieser finstern, grübelnden Kälte, mein Vater! Ich ging sogleich mit ihm nach Dünhof. Ich dachte, der Anblick des glücklichen, väterlichen Hauses sollte die Eisrinde zersprengen oder aufthauen, welche um seine Seele herliegt.

Ich bat ihn, dem Vater seine Stimmung zu verschweigen.

„O das kann ich! Wenn Du willst, so will ich Possen reißen. Es ist im Grunde Eins, auf welche Weise man den lästigen Gesellen, die Zeit, wegschafft."

So kamen wir zu Dünhof an. Sie, mein Vater, können denken, mit welchem gedrückten Herzen ich; aber der gute Geist unsers Hauses schien doch den bösen Geist Julius zu bannen. Er konnte doch Reginens frohe Plaudereien in die Zukunft hinaus anhören, mit einem sanften Lächeln sogar. Ihre Freude machte ihn doch wehmüthig. Er fühlte doch den Verlust seiner Geliebten, ich weiß nicht welcher; denn er war stumm über diesen Punkt.

Mein Vater, dort bricht sanft die schöne Morgenröthe empor! Wird nie eine Morgenröthe des Friedens und der Freude über uns noch wieder hervorbrechen? Neben mir schlummert Regine, so sanft! Die gütige Natur löscht doch eine Zeit des Tages den Kummer in unserer Brust aus! O Dein Engel, meine Schwester, — und Dein freundliches Herz hat einen! — führe liebliche Gestalten vor Deine Seele, und fülle Dein wundes Herz mit Hoffnungen, die Deinen Kummer lindern, wenn Du erwachst!

O mein Vater, wie ich hier die Nacht schrieb, und Reginens Athem so sanft säuselte, da trat ich an das offne Fenster, und durch die stille Nacht tönte nur, im Takte, meiner Schwester Athem, unten der Schlag der Stundenuhr, und das Brausen der Wellen, die sich eine nach der andern an den Dünen brachen, und leise ging vor mir der Mond am Himmel weg, und der schimmernde Jupiter folgte ihm langsamer. Nur zuweilen durchschnitt den hellen Himmel auf leisen Flügeln die dunkle Gestalt eines Uhus. Es war schauerlich. Es war mir, als hörte ich überall den Gang des Todes in dem Athemzuge, in dem Schlage der Uhr, und in dem leisen Anschlagen der Wellen. Ach, ich mußte zit-

zernd an dem Bette der geliebten Schwester knieen, und ich betete inbrünstig, daß der Tod unser Haus vorüber gehen möchte.

Wie kindisch ich bin! Regine legte das schöne Köpfchen bequemer, und sagte deutlich: „Ja!“ Ich konnte mich nicht erwehren, es für die Stimme des Himmels zu halten. Ich stand getröstet auf, und als ich ans Fenster trat, da trat der Morgenstern am Horizonte empor, und der Morgenwind erhob die Flügel, und jagte das Gewölk vor sich hin, und alles schimmerte in größerer Schönheit.

Das alles hat mir einen Muth gegeben, mein Vater, der doch lebendig in meiner Brust bleibt, so oft ich mir auch sage, das alles war Zufall! Wie abergläubig man ist, wenn man unglücklich ist, sagt ein französischer Schriftsteller; könnt ich nicht eben so gut sagen, mein Vater: Der Unglückliche fühlt die Schwäche des Menschen, und darum glaubt er an die Liebe, an die Macht Gottes!

Morgen Nacht schreibe ich Ihnen, wieder. Wenn Herr Roger bei Ihnen gewesen ist, so grüßen Sie ihn!

Fortsetzung.

Nach ein paar Tagen kam der alte Salfeld, den Sie kennen, ein alter Freund unsers Hauses. Er freute sich unbeschreiblich, seinen Pathen Julius wieder zu sehen. Nur gefiel ihm die finstre Stimmung nicht, worin er den Jüngling sah.

„Purr!“ rief er auf seine Weise — „was ists denn? was giebts? Das Unglück, das uns Alte und die Weiber in eine Ecke wirft, muß einem Burschen, wie Du, wie eine Trompete klingen, die ihn zum Kampf ruft; oder es müssen Sünden auf dem jungen Gewissen liegen, und das wirds doch nicht? Was giebts? was ist denn? he! Du trägst keine Kette, junger Mensch! Die Welt steht Dir offen; Du bist Herr über Dein Herz, über alles! Was ist Dir?“ Er sagte wohl zehn lateinische Verse nach und nach her, und Julius schämte sich doch ein wenig vor der derben, aber zärtlichen Predigt des alten Mannes, der schwere Bürden in seinem Leben muthig getragen hat.

„Da nimm Deines Oheims Söhne,“ fuhr er fort — „der eine ist verschachert an ein Mädchen. Ich höre nun zwar, er liebt sie.

Aber er konnte sie auch hassen, es war dem Vater eins; denn das Mädchen ist reich."

„Sie kennen ihn? fragte Julius.

„Du mußt ihn ja auch kennen, den Bräutigam der Mamsel Stake, von Göttingen her. Wie wars denn? Was sagte mir denn Schramm? Ei zum Teufel, ja doch! Unter dem Namen Blume freilich nicht; aber unter dem Namen Forstberg!"

„Forstberg?" riefen Alle mit Entsetzen. Regine stand sprachlos da und bleich wie Asche.

„Ja doch, Forstberg! Den Namen mit dem Titel hat der Alte in Wien erbettelt, oder erhandelt, oder verdient. Der alte ehrliche Schramm, zu dem der junge Mensch Zutrauen hat, hat mir ja erzählt, wie ihr bekannt geworden wäret bei Wachsfiguren. Aber der Vater darf das nicht wissen."

„Und der ist — der Bräutigam?" — fragte Julius mit wilden Augen.

„Ja, der, Alexander von Forstberg. Die Hochzeit ist in vier Wochen."

Mit einem Angstgeschrei sank Regine ohnmächtig in den Arm ihrer Mutter.

Wir standen Alle in dem Boden festgewurzelt.

„Was giebts denn hier,“ rief der alte Mann — „Was geht Euch das an?“

„Regine ist Forstbergs Braut!“ rief in wildem Tone hervorbrechend Julius — „Es kann also nicht seyn, was Sie sagen.“

„Braut? Braut? Nur so schlage — die Pest hinein, wenn Gott nicht will! Braut! Wirklich Braut?“

Der Vater erzählte mit bebenden Lippen die ganze, jammernde Geschichte in wenig Worten.

Seht Ihr, da habt Ihr wieder den Geheimerath, der, glaubt mir, es mit dem Satan in der Hölle aufnehmen kann! Aber dem Schramm will ich den Text lesen, der mir da ordentliche Lobreden auf die beiden Söhne hielt! Was? der Spitzbube, kommt hieher, nein! schleicht sich hier ein, wie eine Schlange, und vergiftet dort das arme Kind? Braut? Braut? Nein, sagt mir, wirklich Braut, was Braut heißt? Nun so danke du Gott, Regine, daß du so noch von ihm kommst! Danke Gott! Komm her! Den Kopf hoch! die Augen munter! Ein Mädchen wie du, Regine,“ — und dabei traten dem Manne die Thränen in die Augen — „muß um den Verlust eines Schelm nicht eine Thräne vergießen. Der Satan! Wäre ich ein junger Kerl!“

Hier hob er seinen Stock in die Höhe. „Pathe!“ rief er: „Pathe! du bist ihr Bruder! Was stehst du da, wie eine Regenrinne? Wie ein Bußpsalm? wie ein Gebet um Geduld? Der Teufel, wäre ich jung, und ginge sie mir nichts an, so —“

Hier zog mein Vater den alten aufgebrachten Mann bei Seite. Julius antwortete nichts. Er sah seine Schwester mit sterbenden Blicken an. Regine schwankte mit meiner und der Mutter Hülfe auf ihre Kammer.

„Was war es denn?“ fragte sie mit offnen Augen, in denen der Schrecken erstarrt saß. „Was war's denn? Was hörte ich?“

„Vielleicht ist es auch nicht einmal wahr,“ sagte ich — „denn, ein so gemeiner Betrüger, Mutter, das ist er nicht.“

„O nein,“ rief Regine: „o nein, Clementine! O Mutter, meine Schwester hat recht! Es kann nicht seyn! Es thut mir nur weh, daß ich Euch alle so erschreckt habe. Es ist gewiß nicht.“ Sie wollte nun hinab, um Salfelden selbst zu sprechen. Wir mußten sie wieder hinab bringen. „Es ist gewiß nicht,“ sagte sie mit einer frohen, aber doch sehr heftigen Lebhaftigkeit: „Lieber Herr Salfeld! Sie irren, das ist ein Anderer.“

Der alte Mann stampfte mit seinem Stabe

im Zimmer umher, und rief: „ja! ja! hm! hm! Kindchen, heucheln hilft hier zu nichts! Des Geheimeraths ältester Sohn, Alexander von Forstberg, ist Bräutigam von der Mamsel Stake. Das ist gewiß, so gewiß, als ich hier rede; wenn es anders der ist, der hier gewesen ist. Schramm hat den Heirathscontract gesehen. Er ist aus England, wohin er das Jahr gereist ist, zurückgekommen, ist jetzt in Stade bei Seymours, und in vier Wochen höchstens ist die Hochzeit. Ihr müßt ihn ja kennen: Ein großer Mensch, mit einem edlen Gange, einer Warze unter dem rechten Auge. Der Teufel! ich wollte ihn dahin mahlen. Anfangs hat er nicht gewollt; aber auf einmal sind die jungen Leute des Handels eins geworden. Der Vater ist voller Triumph.“

Wir erkannten ihn Alle aus dieser Beschreibung. Regine erhielt sich mit der angestrengtesten Gewalt aufrecht, aber, ich sah es ihr an, mit einem innern, so heftigen Schmerze, daß ihr Herz brach und ihre Seele zusammen sank. Sie ging wieder hinauf. Ich folgte ihr. Sie reichte mir die Hand. „Ich überlege, Clementine, wohin ich mit meinem Schmerze will. Er wird mir die Seele zersprengen. O lehre mich, was ich thun soll!

Ich will ja alles thun, um Euch nicht noch mehr zu betrüben, ob ich gleich weiß, daß ich Euch Alle doch einmal recht herzlich betrüben werde. Ich wünsche, ich könnte alles in meiner Seele zernichten, was an Heute, an Morgen denkt! Ich dächte dann nur, wie wir mit ihm an dem Brunnen standen, wie ich dir die Augen zuhielt. Ich möchte ihm wohl einmal im Traum erscheinen können, weiß gekleidet, eine Krone im Haar, die Hände auf der Brust gefaltet, und ganz bleich; ich wollte ihm nur einmal zulächeln, und sagen: ich will dein Engel seyn, und für dich beten! Und dann wollte ich recht ruhig seyn."

Sehen Sie, lieber Vater, so fiel der Schmerz in phantastischen Spielen, in lauter schönen Gestalten, an diese weiche Seele, und ich fürchte, dieser weiche Schmerz zerreißt spielend mehr Keime ihres Lebens, als der wilde Grimm unsers Julius. Ich zitterte für Julius, und jetzt zittre ich mehr für Reginen.

Seinen Ring hat sie heimlich um die verwelkten Blumen von Reginens Hute, den Sie doch wohl über dem Spiegel haben hängen sehen, gezogen. Mich aber hat sie heimlich gebeten, wenn sie etwan stürbe, den Ring mit einem weißen Bande über ihr Herz zu legen. Ach, Vater, wenn sie wüßte, wie sie

meine Seele in ihrem Schmerze auflößt, wie ich oft davon gehe, und mich, mit Thränen eines zu großen Kummers, im Garten auf den Boden werfe, und bete: wir möchten nur Einer in des Andern Armen sterben, damit das unerträgliche Elend zu Ende wäre!

Mein Bruder Julius schrieb sogleich an einen seiner Freunde in Hamburg, Franz Debord, mit einem reitenden Boten, und bat ihn um Nachricht. Nach drei Tagen erhielt er Antwort. Es war alles vollkommen so, wie Salfeld gesagt hatte. Julius erklärte das mit einer Kälte, die fast wie Ruhe aussah. Gegen Abend kam er auf Reginens Zimmer. Er setzte sich ruhig auf einen Stuhl. „Erzähle mir doch einmal, liebe Regine, was dir Blume eigentlich sagte, daß du meinen konntest, du seyst seine Braut!“

Sie erzählte alles, und jetzt mit so seltsamen Träumereien durchwebt, daß ich zuweilen glaubte, sie phantasire.

Julius hörte alles mit einer Kälte an, vor der ich zitterte.

„Und wie kommst du zu seinem Ringe?“ fragte er dann. „Sag mir das recht einfach!“

Sie sagte lächelnd: „Er versprach mir, er wollte den stummen Knaben zu seinem Boten an mich machen. Und er hat Wort gehalten,

Julius! Den stummen Jüngling mit der ausgelöschten Fackel, den du mir einmal zeigtest, den hat er zu seinem Boten gemacht."

„Laß die Zeichnung, und erzähle mir recht einfach! Machte er den stummen Knaben zu seinem Boten?"

„Ja, Julius, er sendete mir den Ring durch den Knaben. Er sagte, seine Liebe und meine müßten stumm seyn, wie der Knabe. Ach freilich! Bald wird sie verstummen auf immer."

„Sandte dir den Ring? — Nun denn! hoher Gott!" rief er und ging im Zimmer umher. Dann setzte er sich wieder. „Was sagte er dir dort an der Reginen-Eiche? Sag' es mir recht deutlich!"

„Ach," rief die Arme, die Hände zusammenschlagend: „Bruder! Brnder! er hat mir es zuvor gesagt. Er sagte — das waren seine Worte, Clementine kann mir es bezeugen, denn ich habe sie ihr hundertmal gesagt — er sagte: Meine Geliebte wohnt nirgends als hinter dem Leichentuche des Todes, hinter dem dunkeln Grabe! Damals verstand ich ihn nur nicht. Jetzt versteh' ich ihn. Und da nahm er meine Hand, und küßte sie. Ach, da konnt' ich meine Liebe nicht länger verbergen! Mir schwindelte, mir wurde schwarz vor den Au-

gen. Aber er nahm mich an seine Brust, und er küßte mich."

„Er küßte dich? Er küßte dich? Ist das gewiß? Er küßte dich?"

„Ja, er küßte mich! ja Julius, das that er. Meine Lippen brannten den ganzen Abend. Den Abend war's dann, als der stumme Knabe unter den Kastanien stand, da sagte er: der soll mein Bote seyn an Sie."

„Sagte er so? sagte er so? und da sendete er dir den Ring? Nun dann! ich weiß genug. — Regine," rief er, und faßte heftig ihre Hand: „ich trage einen Kummer, der schwerer ist als deiner. Das alles ist nichts. Hebe dein Haupt empor! Es ist ja an allem nichts, gar nichts! Sieh, dieses Possenspiel hat der Mensch schon Millionenmal aufgeführt, und kein Stern wankt in seiner Bahn, kein Atom bewegt sich anders darum. Die stumme Nacht folgt dem lauten triumphirenden Tage. Warum soll es mit uns anders seyn? Rede doch! Auf die Entzückungen der Liebe folgt der stumme Schmerz, auf das tolle Leben folgt das stille Grab! Ich kann dich nicht trösten; aber ich wollte, wir setzten uns zusammen, und verspotteten das Schicksal, damit es uns nicht verspottet."

„Julius," rief ich: „willst du in ihren

weichen Schmerz noch deine Blitze werfen? Ich bitte dich, geh! geh! Nein, Regine, du sollst dein mattes Haupt an meine Brust voll Treue, voll unaussprechlicher Liebe legen, der keine stumme, kalte Nacht, voll Gleichgültigkeit, folgen soll! Ich will mit dir trauern, mit dir weinen, mit dir hoffen, mit dir wieder glücklich werden!"

„Auch das," sagte Julius kalt. „Ich will nach Lübeck zum Capitain. Du bleibst noch hier, Clementine." Er reiste, wie es schien, ruhig und gefaßt ab, und doch, Vater, zittre ich! Ich zittre, und weiß nicht wovor. Ich zittre vor einem neuen Unglück, und weiß nicht vor welchem!"

Regine ist jetzt krank, aber der Arzt sagt, das wäre nicht das schlimmste, was ihr begegnen könnte, er sähe eine Krankheit lieber, als ein langsames Hinbrüten über einer schmerzlichen Liebe. Er hat Hoffnungen, und die stützen sich auf ihre Gesundheit, und — o es freute mich, als er das sagte. Ich küßte seine Hand, voll Innigkeit — „Und auf ihren Glauben an Gott, auf ihre Frömmigkeit: das ist die Gesundheit der Seele," sagte der alte, ehrwürdige Mann — „und die hat einen bestimmten Einfluß auf die Gesundheit des Leibes."

Ach, liebster Capitain, wie verlangt mich, Sie zu sehen! Wie verlangt uns Allen danach! O mein Gott, liebster Vater, wenn mir es so ginge, wie Reginen! Ach, ich habe mich in der Stille geprüft! und — mit Schaam, mit glühenden Wangen bekenne ich es Ihnen — der Schmerz würde mich tödten. Ich könnte die Untreue eines Mannes, den ich liebte, nicht ertragen. Und, Vater, Vater, ach, ich fühle es heiß in meinem Innern, ich liebe den Sohn Ihres Freundes, Roger!"

Gott sey gelobt! Es ist der Sohn Ihres Freundes! Ich weiß, er liebt mich, obgleich er mir nie ein Wort von Liebe gesagt hat. Aber er wird nicht so treulos seyn, wie dieser Forstberg. O nein! nein! Sie müssen das wissen! Und nun keine Zeile mehr. Ihre treue Tochter Clementine.

Lübeck.

Fortsetzung vom Capitain Bloem an Roger.

Sieh, da hast Du das Unglücksgewebe, Faden an Faden! Nun sitze ich hier, was ich in meinem Leben nicht so lange gewesen bin, völ-

lig unentschlossen, was ich thun soll, wie der Esel zwischen zwei Bündeln Heu. Soll ich nach Dünhof und trösten, und den Irrthum auflösen, in dem Regine steckt? oder soll ich meinem heißhirnigen Neffen nach?

Er ist hier gewesen, den Tag vor meiner Ankunft, er hat meinen Willem hier abgehohlt. Meine besten vier Pistolen sind fort, und Beide sind abgereist. Kein Mensch weiß, wohin.

Ich will doch erst dem schwarz-galligten Heißkopf nach, ehe er ein Unglück anrichtet. Sieh, der alte Salfeld hat ihm richtig die Anweisung gegeben, wo Forstberg zu finden ist, in Seymours Hause zu Stade.

Alle Teufel! Mir läuft der Angstschweiß vom Gesicht, Bruder Roger! Ich habe hier einen berühmten Arzt wegen Reginen gefragt. Er hielt mir eine lange Vorlesung von der Polarität und dem Indifferenzpunkt Ich schwur ihm Stein und Bein, an Reginen wäre nicht ein Punkt, der indifferent wäre. „Wissen Sie das noch nicht?“ sagte er lächelnd über meine Unwissenheit — „das Leben ist das Absolute, gleichsam die Intuitivität des höchsten Wesens. Die Krankheit ist ei-

ne Abnormität des Absoluten in dem Weltall. Da nun durch uns alles in der Dualität gedacht werden muß —"

Kurz, ich stand, wie auf Kohlen, und hörte immer das Ding geduldig an, und endlich kam heraus, man könnte nicht sagen, ob Regine daran sterben würde oder nicht.

„Ein weiches Herz," rief ich — „das in eine Thräne der Liebe aufgelöst ist, ein unendlicher Schmerz, eine Phantasie, die das Grab mit Blumen bekränzt: davon rede ich."

Er sprach von der Poesie, von der Religion der Liebe, bedauerte, daß die medizinischen Bücher der Hindu noch nicht übersetzt wären; denn die Hindu wären näher an der Quelle des Höchsten, des Orients, des wahren Morgens, der Caaba, wohin jeder Mensch seinen Blick richten müßte.

Pah, er nahm mir die kostbare Zeit, und wunderte sich nachher, daß ich nicht mit ihm hinaus fahren wollte! Den Teufel auch!

Ich ließ ihn stehen, und ging.

Ich habe an Clementinen geschrieben, daß Forstberg wirklich Bräutigam ist, daß ich aber dafür stehen wollte, es sey mit dem Ringe ein Mißverständniß; ich hätte mit Forstbergen selbst gesprochen, der gar nichts von allem wüßte; ich müßte es ihr überlassen, ob

sie, und wie sie es Reginen beibringen wollte; mir lägen so viel Geschäfte auf dem Halse, daß ich in einigen Tagen noch nicht kommen könnte; sie möchten guten Muth haben, und sie sollte sich an ihren Arzt halten, der seine Kur ganz einfach mit auf die Frömmigkeit Reginens gründete.

Ich habe Pferde bestellt. Ich will nach Stade.

Fortsetzung.

Eben wollt ich in den Wagen steigen, da erhielt ich diesen Brief von dem heißköpfigen Julius. Gottlob, es ist so schlimm nicht! Ich will nach Dänhof. Adieu so lange!

Hamburg.

Julius an den Capitain Bloem.

Ich habe Sie nicht gefunden, lieber Herr Capitain; aber es ist ja eben das. Ich kann Ihnen in zwei Worten sagen, wie es mit mir steht! Es ist nichts! nichts! Ich hätte eben sowohl meinen Kopf in eine leere Tonne ste-

cken, mich an dem Sausen ergötzen und sagen können: „Es lebt hier; denn ich höre eine Stimme." Das Leben ist am Ende so recht gut definirt, wenn man eine leere Tonne nimmt, die eben darum viel Lärmen macht, weil sie leer ist.

Auf dem Wege nach Dünhof hin, guter Capitain, nannten Sie einmal das Glück der Menschen, auch das geistigste, einen Kitzel der Nervenfühlfäden; damals wollte mir es nicht einleuchten, weil ich selbst so einer geistigen Freude entgegen ging: und wer hat es gern, Capitain, so mit eins, alle seine feinsten Freuden das Wiederkäuen des Phantasiefutters nennen zu hören? Aber ich will mich bessern, lieber Capitain! Ein weiser Mann weiß, was er dabei zu denken hat.

Ich will mich auf einen Leichenstein setzen, auf welchen Sie wollen, auf Sokrates, der hat nicht einmal einen — das wäre sogar schon ein Beweis für mich. Ich will die Asche fragen: was ist mit dir geworden? Du hast gekämpft mit dem Schicksal, mit den Menschen, mit dem rauhen Winde, mit der Winterkälte, mit dem Hunger, mit tausend Freuden, mit deinen Wünschen am meisten. Armer Mensch! hättest du ganz still gehalten: sie hätten dir nicht mehr gethan, als die Zeit,

die dich in Asche verwandelte! Wohin sind nun deine hohen Empfindungen, die dich der Erde entrückten? Wohin alle deine Träume, dein Streben, dein Treiben? Verweht mit deiner Asche in alle vier Winde!

Die höchste Apathie, wie einige nicht einfältige Philosophen behauptet haben, ist die Seligkeit der Götter. Warum ist sie denn nicht auch die Seligkeit unterm Monde?

Das führt zu weit? Ja, Capitain, so weit es kann! Ich kann wohl einmal wieder anders fühlen und denken lernen, aber die Frage ist: wobei man sich besser befindet, und wer von beiden das große Räthsel errathen hat?

Doch ein paar Worte über meine Reise! Ihr Willem ist ein Philosoph, so weit er warm ist. Er begriff nicht, wie ich so hinter einer bemahlten und vergoldeten Gondel hersetzen konnte, und doch that er es mir zu Liebe. „O," sagte ich — „Willem, und Deine Liebe, was ist die gegen meine, gegen dieses immer ewige, unvergängliche Leben, gegen diese Bewegung des ganzen Uhrwerks der Natur, die mir hilft?"

Er lachte. „Es rührt sich Eurentwillen," sagte er — „nicht so viel Wind, um ein Espenblatt zum Zittern zu bringen. Ich liebe Euch gerade so viel, als Ihr das Mädchen,

das Ihr sucht. Und ists nicht Eins, wenn's Schiff nur gut ist und fest, an welchem Bord Ihr Eure Lebensfahrt macht? Und das Ding, das feste Land, ist doch größer, als ich dachte!"

So philosophirten wir. Aber, glaubte ich kindlich, an dieser Liebe hängt mein Leben, meine Tugend sogar. Ich muß sie finden. Ich fand sie endlich in Dresden. Sie sah mich. Ihr Auge funkelte auf mich hin. Ihre Wangen überzogen sich mit jungfräulichen Rosen, da sie mich in dem Gedränge erblickte. Ein paar reich gekleidete Bedienten begleiteten sie und ihre Mutter. Ich drängte mich näher hinzu; denn wir waren auseinander gekommen. Sie sah sich verstohlen nach mir ein paar Mal um.

Himmel, wie schlug mein Herz! wie erhob sich meine Seele, wie inbrünstig flogen meine Gebete dankend gen Himmel!

Ein Bekannter ergriff mich bei der Hand. „Alles läuft, alles schaut auf dieses schöne Geschöpf!" sagte er — „Sie auch!"

Er zeigte auf die Geliebte meines Lebens.

„Kennen Sie sie?" fragte ich schnell, fast außer Athem.

„Sie nicht?" rief er: „es ist die Grä-

fin Pembrok, die Frau des östreichschen Gesandten."

O Capitain, ich athmete nicht, so erstarrte mein Leben! „Des Gesandten Frau? die Junge? dort? die neben der alten stolzen Frau hergeht?"

„Eben die! Das ist ihre Mutter, die Marchioneß Stronghill aus Schottland."

„Sie reden deutsch?"

„Vollkommen! denn sie leben seit zehn Jahren in Deutschland. Sie sind aus Deutschland. Sie geht jetzt wieder zu ihrem Mann nach Wien; vorigen Herbst sind sie beide, Mutter und Tochter, in England gewesen."

Ich riß mich los von ihm, und — ich wollte sie noch einmal sehen. Sie sah sich wieder um nach mir.

„Die schöne Gräfin Pembrok!" sagte alles neben mir. Da stand ich still, wie ein gejagtes Thier, das die tödtliche Wunde fühlt, und nicht mehr fort kann, sondern athemlos und lebenlos zu Boden sinkt.

Ueberall, wohin ich kam, hörte ich von ihr reden. Ihr Mann ist ein Greis, und gar nicht eifersüchtig, erzählte man. Sie sah sich nach mir verstohlen um. O Vater, da wollte

ich ihr zu Füßen sinken! Aber ich wendete mich ab von dieser Hölle, die zu meinem Schmerze noch ihre heißern Flammen gemischt hätte. „Komm, Willem!“ sagte ich: „ich habe sie gesehen.“

„Schön ist sie,“ rief Willem, mit offenem Auge, und einem wünschenden Lächeln; „aber nicht wahr, schon versagt? nehmt eine Andere, Freund! eine Andre! sucht sie Euch aus, so schön Ihr wollt. Der Capitain hilft Euch. Er liebt Euch, und ergebt Euch darum dem Heulen nicht!“

Ich kehrte um, und hier bin ich, einen alten Busenfreund, Franz Debord, zu besuchen. Wenn ich das abgemacht habe, Capitain, so geben Sie mir Briefe mit, in einen andern Welttheil. Ich will recht gern sehen, ob ich vergessen kann! In ein paar Tagen bin ich zurück, Capitain!

Sie werden wissen, Capitain, daß in unserm Hause noch ein gebrochenes Herz schlägt — Reginens. Eben ein solches Stückchen, nur etwas schwärzerer Natur! Aber soll ich mir das Haar ausraufen, damit mein Vater zwei Kinder verliert? Nach einem Momente ruht er, und unsre Herzen auch; und einer, der sich auf seinen Leichenstein setzt, wird fra-

gen: „Was ist nun Dein Schmerz? und der Schmerz aller derer, die mit dir lebten?“

Die Asche wird aufflattern von der Luft, die diese Frage bewegt, und dann ruhig wieder niedersinken, wie unser Herz aufflog zu Glück, und Schmerz, und dann ruhig sank und stand.

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Roger, hat das Schicksal noch einen Donner für mich, so ists um mich geschehen! geschehen, sage ich dir! Fing nicht alles an, wie ein Freudenspiel, und da stehen wir alle jetzt, im Sack und in der Asche!

Ich reiste nach Dünhof, nachdem ich zu Hause den Befehl hinterlassen hatte, Julius sogleich nach Dünhof zu schicken, wenn er wiederkommt. Als ich hinauskomme, finde ich Reginen kränker, als sie alle denken, und den Arzt neben ihrem Bette, ein ehrwürdiger Mann, mit weißem Haar, und — eine seltene Zierde für einen Arzt — Thränen in seinen Augen.

Wir gehen hinab; die kleine Sophie, die ein Engel ist, bleibt als Wärterin oben. Ich fange an zu trösten. Der Henker weiß, was ich sagte. Es ging mir nicht von Herzen.

Am andern Morgen reden wir von einer Reise, die der Arzt angerathen hat, für Reginen so wohl, als für Clementinen, an deren zartem Lebensgewebe der Schmerz ebenfalls reißt. Besonders rieth er die Seeluft. Auch hatte Regine in der That Lust bezeigt, statt Clementinen nach England mit mir zu gehen. „Ich stehe für ihr Leben," sagt der Arzt, „wenn sie Zerstreuung bekommt." Die Mutter machte mit der Seekrankheit eine Einwendung. Der alte Mann behauptet, daß wenn er eine Krankheit hervorzaubern könnte, so würde er Reginen eine noch ganz andre Krankheit geben als die Seekrankheit.

Sieh, das richtet uns auf. Wir sehen einander mit frohem Lächeln an.

Auf einmal tritt mein Willem in das Zimmer; der Schrecken steht auf seinem Gesicht geschrieben. „Ach, Herr! Herr!" ruft er. — Ich Narr saß da gelähmt vor Schrecken; denn ich errieth alles, und so konnte ich nicht ein Wort sagen. Mein Bruder fragte: „Was ist denn Willem?" Da schrie der

Bursche laut heulend uns Allen entgegen mit der Stimme des Weltgerichts: „Julius hat den Herrn von Forstberg todtgeschossen!“

Da sank mein Bruder um, seine Frau sank um. Ich saß da im Sessel, als sollte jeden Augenblick das Schwerdt des Nachrichters durch meinen Nacken fahren. Clementine, der Arzt, stürzten meinem Bruder und seiner Frau zu Hülfe. Mein Willem rieb mir die Schläfe mit Rum, und goß mir in den vor Schrecken offnen Mund so viel Rum, als er in seiner Flasche hatte. Aber es half. Ich sprang auf, und gab ihm eine so gewaltige Ohrfeige, daß er taumelte.

„War's zu viel, Herr?“ fragte er unschuldig.

„Für Deine Nachricht!“ rief ich — „Sieh, was Du angerichtet hast! Todt? sag noch einmal, todt?“

„Ich sage es nicht wieder!“

Ich wollte, ehe mein Bruder sich erholt hatte, etwas von dem Kerl herausbringen; aber das war unmöglich. Er blieb dabei: „Ich sage nichts mehr!“

Mein Bruder hatte sich erholt. Er fuhr auf Willem los. „Todtgeschossen?“ Willem sah mich an, und schüttelte den Kopf.

„Ich bitte Dich, Capitain, laß ihn reden! denn ich vergehe sonst.“

„Rede! Willem!“ rief ich.

„Er hat ihn todtgeschossen, das ist wahr! Aber in einer ehrlichen Sache, womit der Herr von Forstberg recht wohl zufrieden seyn kann. Beide brav! Beide brav! Ich habe dabei gestanden!“

Sieh, nun erzählte er halb deutsch, halb holländisch den traurigen Handel. So ist es:

Julius hört in Hamburg, daß die Heirath mit Stakens Tochter richtig ist. Er reist nach Stade, und sendet Willem zu Forstbergen, und läßt ihn fodern auf den andern Morgen früh.

Willem bringt seine Sache recht gut an. Ein Fremder, sagt er — wünsche ihn morgen früh zu sprechen, um eine Ehrensache mit ihm auszumachen; er möchte Pistolen mitbringen, Sekundanten, gleich viel; sein Herr wäre ganz allein.

Forstberg verspricht, zu kommen. Er kommt. Julius steht da. Als ihn Forstberg erblickt, läuft er mit offnen Armen auf Julius zu. Julius ruft: „Näherst Du Dich einen Schritt: so bist Du todt! Worte will ich nicht: ich will Dein Leben!“

Forstberg fängt an zu reden. Julius ruft: „Schurke! Bösewicht! Heimtückischer Betrüger! Feigherziger, Elender!"

Der Sekundant, den Forstberg bei sich hat, erklärt, daß Forstberg jetzt mit Pistolen reden müsse.

Forstberg will immer nicht. Julius stellt sich, ruft: „Schieß, Schurke! schieß! Feiger!" Forstberg schießt und fehlt.

Willem sagt, mit Vorsatz. Da steht Julius, hebt die Pistole! Forstberg ruft: „Du tödtest Deinen Bruder, Julius!" Aber die wilde Leidenschaft des Jünglings hat keine Ohren. Er zielt mit eiserner Faust, drückt los, und Forstberg wälzet sich in seinem Blute. Er hebt die Hand empor, ruft: „Nun höre mich! Julius höre mich!" Aber sein Arm sinkt, die kalte Farbe des Todes überzieht sein Gesicht. Er zuckt und stirbt. Julius steht an dem Leichname. „Versöhnung nun!" ruft er, und küßt die bleichen Lippen. Nun wendet er sich zu dem Sekundanten, sagt ihm: „Er verband sich mit meiner Schwester, und verließ sie. Sie ist der Raub des Todes, wie er."

Dann schauderte er noch einmal zusammen, warf sich aufs Pferd, und sprengte davon. Willem hinter ihm her.

Mein Willem, der die Besinnung behalten hat, bringt ihn nach Glücksburg, und richtig auf das Jagdschiff, das ich von van Houd noch immer gemiethet habe. Meine Leute — denn ich habe das Ding mit meinen Leuten besetzt — hören meinen Willem die Geschichte mit großem Pathos erzählen, rufen ihr „Hurrah!" drücken dem braven Jungen die Hände, lichten die Anker, und sind mit jeder Minute bereit, in See zu stechen, wenn Nachfrage kommen sollte.

Willem läßt sich eine Matrosen-Kleidung geben, und kommt nach Dünhof, mir die gräßliche Geschichte zu erzählen.

Capitain Bloem an Roger.

Schrecklich geendigt, mein guter Roger!

Ich fuhr sogleich, als ich alle Nachrichten von Willem eingezogen hatte, zu dem Geheimerath nach Forstberg. Ein Bedienter führte mich in sein Zimmer. Es war mir ein wenig ängstlich, als ich den Vater erblickte. Er kam streng auf mich zu. „Ich habe noch Einen Sohn zu erschießen," sagte er — „Laß die Maske fallen, grausamer Mensch! Ich erkannte Dich längst! O längst wußte ich, daß Du mein Bruder warst, Du Unmensch! Aber Deine Bubenstücke sind nur zur Hälfte geglückt. Du meinst, ich weiß es nicht, welch ein unversöhnlicher Haß Euch gegen mich und die Meinigen beseelt! O ich kenne Euch! Ich kenne Dich, Ungeheuer, und Deinen Bruder!"

Ich bin in meinem Leben so nicht überrascht gewesen, als eben jetzt. Ich sah ihn ängstlich an. „Bruder!" rief ich — „ein unglückliches Geschick!"

„Geschick, das Du leitest! O denkst Du denn, ich hätte Euch nicht errathen? Wie? Jenen elenden, wilden Menschen hetzt Dein Haß auf meinen edeln Sohn, und er ist der

Mörder seines Blutsverwandten! Fort! Fort von hier! Unmensch! fort! und die Verhaftsbefehle sind gegeben! Ertappe ich ihn: so soll er auf dem Blutgerüst das Verbrechen, Dein Verbrechen büßen.“

Ich wollte einfallen; aber sein Zorn fuhr fort: „Denkst Du denn, ich habe keine Augen? Das Complott mit diesem Warnike, der Kauf des Gutes, das ich zu haben wünschte, hätte einem Blinden das Gesicht öffnen müssen.“

„O noch nicht genug! nicht genug für diese beiden unmenschlichen Brüder! Den ältesten Sohn ermorden sie, den zweiten, unschuldigen, arglosen Jüngling, lockt der Mensch da, in seine Räuberhöhle, nennt seine Nichte seine Tochter, verbirgt sich selbst unter einem fremden Namen; denn er weiß, daß meine Söhne gezittert haben würden, in die Nähe ihre grausamen Verwandten sich zu wagen.“

„Höre auf, Bruder! höre nur zwei Worte! nur zwei Worte!“

„Ich will nichts hören, ich will Deine gleisnerischen Worte, Deine Unmenschlichkeiten nicht übertünchen hören! Lockt den Knaben in seine Mörderhöhle! Mit lächelnden Blicken muß

seines Bruders Tochter das arglose Herz des Jünglings anlocken, um, wenn Ihr ihn im Netze habt, diesen kalten Mörder auf ihn hetzen zu können! Leugne, wenn Du kannst! Gabst Du Dir nicht einen andern Namen? Nenntest Du nicht Deine Nichte gegen meinen Sohn Deine Tochter? Hast Du nicht den jungen Menschen an das Mädchen gezogen? Ihm nicht gesagt, Du hättest, was ich fodern könnte, Reichthum? Wärest Du ein ehrlicher Mann: wozu diese ewige Mummerei? Wußtest Du nicht, daß ich und meine Familie zitterten, mit Euch beiden in Verbindung zu kommen? Warum, Betrüger, verführtest Du meinen Sohn, und ermordetest den Andern?"

„Ich beschwöre Dich, höre mich an, Bruder!"

„Wie? hat nicht mein Sohn mir selbst alles erzählt, als er an der Leiche seines Bruders mit mir stand? Sieh, da zeigte ich ihm Deinen Haß gegen uns, da zeigte ich ihm Eure List, da erzählte ich ihm, wie Ihr mich immer haßtet, weil ihr mir meine stillen bürgerlichen Tugenden beneidetet, und mein Glück, das die Folge meiner Tugend war. Da rettete ich den einen Sohn. Er legte seine Hand auf die Todeswunde seines Bruders und schwor

mir, nie wieder einen Gedanken auf einen von Euch zu richten."

„Da nimm," — hier reichte er mir ein Billet von seinem Tische — „das schrieb er an Clementinen, die Du zur tödtlichen Lockspeise für den arglosen Jüngling, der sich Dir in Liebe hingab, machen wolltest. Und nun geh! Mein Sohn ist in Sicherheit. Ihr seht ihn nicht wieder, Ihr Betrüger! Nun fort! fort!"

Ich streckte meine Arme aus nach ihm. Er schellte seinen Leuten. „Wirst Du gehen, oder muß ich mein Hausrecht gebrauchen?"

„Ich gehe," sagte ich — „ich fodre Dich vor das innere Gericht Deines Gewissens, Bruder, wenn Du krank liegst! Wenn das Grab Dir sich nähert, für diese Stunde, da Du mich nicht hören wolltest!"

Er ging stolz in ein anderes Zimmer.

Ich ging; ich schrieb ihm aus dem Wirthshause einen Brief, und erhielt ihn unerbrochen zurück. Ich fragte den Bedienten, der mir den Brief zurück brachte, und der mir ein gutes Gesicht hatte, nach dem jüngsten Sohn. „Er ist schon vor drei Tagen heimlich abgereist." Weiter wußte er nichts.

Da erst fiel mir das Billet ein, das ich

von ihm noch immer ungelesen hatte. Dieses ist es:

„Ich trenne mich von Ihnen, Clementine, auf ewig! Ich will nicht entscheiden, ob Sie an dem grausamen Plane Ihres Oheims Theil hatten, oder nicht. Meine Empfindung sagt nein! Aber Sie täuschten mich doch! Sie nannten einen Mann Vater, der Ihr Vater nicht war, der uns haßte. Ich sehe nichts um mich, als Finsterniß. Diese unglückliche Begebenheit hat auf ewig mein Herz verschlossen. Wie könnte ich einem Menschen weiter trauen, da ich habe lernen müssen, Clementinen auf der Seite ihrer grausamen Verwandten zu sehen? Schrecklich! Ihr Bruder ermordete den meinigen; er zerriß alle Bande zwischen uns, die, denke ich manchmahl, dennoch, dennoch zu schön, zu rein waren, für den Betrug, der sie knüpfte."

„Ich reise ab. Ich schwor meinem Vater nicht, Sie zu hassen. Gott! Ich liebte Sie ja einmal. Aber ich schwor ihm, Sie nie wieder zu sehen, und wie könnten Sie mich ohne Schaudern wiedersehen? Seltsames, o seltsames Geschick! Leben Sie wohl!"

Sieh, Roger, da hatten wir Alle unsere Abfertigung. Ich reiste sogleich wieder nach

Dünhof. Ich warf mich meinem Bruder in die Arme, und sagte ihm nun: „Ich bin Ferdinand, Dein Bruder Ferdinand!“ Er wollte es nicht glauben; da entblößte ich meine Brust, und zeigte ihm den Namen Gustav auf meiner Brust. Da erkannte er mich, und an meiner Brust hatte er all sein Unglück vergessen. Ich sagte ihm nun alles, alles. Ich zeigte ihm das Billet an Clementine. „Wir müssen eilen,“ sagte ich — „unser unmenschlicher Bruder läßt Julius suchen. Wir müssen fort, Regine, Clementine, Dein Sohn, ich!“

Nun entstand eine wohlthätige Geschäftigkeit im Hause, die uns Alle zerstreute. Wir packten. Der Vater trieb, die Mutter zögerte. Der Moment des Abschieds kam. Alles zerfloß in Thränen. Ich schwor, meinem Bruder seine Kinder glücklich, glücklicher als jetzt wieder zu bringen. Wir stiegen in den Wagen, und hinter uns blieb Dünhof.

Roger, hier sende ich Dir Anweisungen, für meinen Bruder. Es ist mir lieb, daß Du nach Lübeck ziehst. Mein Bruder hat in der Einsamkeit den Muth verloren, mit dem Hasse irgend einen Streit auszufechten. Der Geheimerath ist in seiner Nähe. Ich übergebe Dir,

Deinem Schutze, meinen geliebten Bruder, und seine Kinder.

Du bist ein Mann, Roger! Vertraue Dich Warniken, der mir alles vorausgesagt hat. Ach meine arme Clementine! Wenn Du erst das Billet in der zitternden Hand hast, das ich mich noch immer nicht entschließen kann, ihr zu geben!

Schon hundertmal hat sie nach Roger gefragt. Ich weiß nicht, was ich noch antworten soll.

Julius liegt in der Kajüte in finsterm, einsylbigem Schmerze. Seine Liebe, seiner Schwester Unglück, sein Mord, nagen wie Geier in seinem Innern. Er scheut das Tageslicht.

O Roger, sind das muthwillige Spiele des Schicksals? So frage ich mich oft jetzt. Denn was hat mein Bruder verbrochen? Was seine Kinder?

O guter Roger, und wenn die sanfte Milchstraße über meinem Haupte hängt, und unter mir das schwankende Meer, und um mich her die Unendlichkeit; so hebe ich glaubend meine Hände zu Gott auf, und sage: Du hast alles wohl gemacht!"

Am Bord der Wachtel.

Capitain Bloem an seinen Bruder.

Nach einer schnellen Fahrt von drei Tagen, liebster Gustav, haben wir die Küste von England im Gesicht; Deine Kinder sind wohl. Reginen bekommt die Seeluft zum Erstaunen gut. Auch Clementine ist heiterer, ob sie gleich sich wundert, daß sich Roger nicht hat sehen lassen. Diese paar Worte kann ich nur schreiben; ein Hamburger nimmt den Zettel mit. Deine Kinder unterschreiben alle.

Ferdinand.

Wir sind gesund, theure Eltern, und freuen uns auf die neue Welt, die vor uns liegt, hohe weiße Felsen, besonders der Felsen zu Dower aus Shakespear.

Julius.

Clementine.

Die arme Regine, die sich nicht sehr freut; aber doch gesund ist, liebe Mutter!

Ende des zweiten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

3/25

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Der Hausvater oder das liebt sich! und warum?

Bd.: 2

Stuttgart (1811)

P.o.germ. 783 k-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113323-6